

# skolast

der fahrende skolast: südtiroler hochschülerzeitung  
bozen, november 1965 10. jahrgang nr. 4 und 5

## Zum Titelbild:

Viele solcher Bilder müssen wir täglich und überall anschauen. Aus jedem Bild spricht eine Welt, eine Haltung oder Weltanschauung. Sie existieren auf dem Papier nebeneinander, in friedlicher Nachbarschaft, so scheint es. Dieser Friede ist da, vom Geschäftssinn, von der Mode, von der Gewöhnung bedingt. Wie steht es aber mit dem Nebeneinander, mit dem Pluralismus in höheren, religiösen und weltanschaulichen Dingen? Ist dieser Pluralismus nur ein Modewort, eine Wand, hinter der wie eh und je gekämpft wird, wo Intoleranz, Autokratismus und das Doktrinäre die Szene beherrschen? Wir werden das Experiment eines echten Pluralismus der Ideen, der Weltanschauungen machen — was werden sie unfernehmen!

## Doppelnummer

# Inhaltsverzeichnis

TITELBILD: Pluralistische Nachbarschaften . . . . .	1
SISYPHOS VERACHTET: Gudrun Bürman . . . . .	3
PLURALISMUS UND EINHEIT: Alexander Langer . . . . .	3
EHRlich VOR GOTT: Maria Pichler . . . . .	4
SEIN UND SOLLEN IN DER MODERNEN RECHTSPHILOSOPHIE: Hermann Griefßer . . . . .	6
DIE EULE BLINZELT . . . . .	7
LEHRAMTSPRÜFUNG 1965 IN SÜDTIROL: Dr. Luis Thaler . . . . .	8
Dr. Josef Thomaser . . . . .	9
Dr. Gerhard Riedmann . . . . .	10
DISKUSSIONSBEITRÄGE: STIPENDIEN: Heinz Zanon . . . . .	11
MILITÄRPFLICHT: Josef Nössing . . . . .	11
UNIVERSITÄT BOZEN: Emil Stockner . . . . .	11
SÜDTIROLER SPÄTGOTIK IN OSTTIROL UND KÄRNTEN: Klara Maria Veider . . . . .	12
AUSCHWITZ: Wolfgang Kapfinger . . . . .	14
WEIMAR UND BUCHENWALD: Siegfried Stuffer . . . . .	15
RÜCKWANDERER AUS DEN USA: Oskar Pohl . . . . .	17
PROMOTIONEN . . . . .	18
VORANZEIGEN UND STELLENANZEIGER . . . . .	19

Einsendeschluß  
für die nächste  
Nummer:  
31. Dezember 1965

An dieser Nummer haben mitgearbeitet:

Dr. Viktor Guarda  
Dr. Hansjörg Kucera  
Dr. Rainer Seberich  
Hans Wielander  
Pepi Zelger  
Redaktion: Siegfried Stuffer

# PLURALISMUS UND EINHEIT

## Sisyphos verachtet

Häufig wird die Auffassung vertreten, daß der Mensch erst dann wahrer Mensch sei, wenn sein Verhältnis zur Welt von einem umfassenden Welt- oder Seinsvertrauen getragen ist.

Die Grundlage dieser These ist die Auffassung: der Mensch braucht, um überhaupt seine Kräfte einsetzen zu können, das Vertrauen dahinein, daß letzten Endes alle vom guten Willen getragene menschliche Anstrengung einen Sinn hat, d. h., daß sie für die Menschheit in positiver Richtung weiterführend wirkt. Ohne dieses Vertrauen ist nach dieser Auffassung der Mensch in einer Weise gefährdet, daß er entweder der Verzweiflung verfällt und es nur noch einen kleinen Schritt bis zum Selbstmord bedeutet, oder daß er nur noch dahinvegetiert, ohne die Fähigkeit, in eigener Initiative zu handeln.

Dagegen steht die Auffassung, die die Berechtigung eines solchen Vertrauens leugnet. Um diese geht es mir hier.

Das Leben in der Welt vermittelt den Eindruck eines höchsten Ungesichertseins. Schicksal anderer, daß die Welt sich immer einmal wieder gegen den Menschen stellt, daß sie immer wieder den Menschen gefährdet, daß er immer wieder an ihr scheitern kann, sei es, daß andere Menschen schuldhaft daran beteiligt sind, sei es durch Krankheiten oder Unglücksfälle, immer wieder zeigt sich, daß in dem Verhältnis des Einzelnen zur Welt der ungleich stärkere Partner dieses Verhältnisses die Welt ist. Für viele Menschen der heutigen Zeit wird aus dieser Einsicht heraus das grundlegende Vertrauen zur Welt, die Hoffnung auf irgend einen kleinen bleibenden Erfolg unmöglich.

Das Bild eines solchen Menschen gibt A. Camus in «Der Mythos von Sisyphos»<sup>1</sup>.

Nach der griechischen Sage muß Sisyphos in der Unterwelt eine hoffnungslose Tat tun, die schlimmste Strafe in den Augen der Götter: Sisyphos ist dazu verurteilt, einen Felsblock einen Berg hinaufzurollen. Wenn er oben ist, entgleitet ihm der Fels jedoch und rollt im Nu in jene Tiefe zurück, wo für Sisyphos die Arbeit von neuem beginnt (vgl. S. 98 ff.).

Angesichts dieser hoffnungslosen Situation behauptet Camus dennoch: «Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen» (S. 101). Dieses Glück wird für Sisyphos möglich durch das Wissen um seine Lage: «Das Wissen, das seine eigentliche Qual bewirken sollte, vollendet gleichzeitig seinen Sieg. Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann» (S. 99).

Sisyphos siegt mit dem Mittel der Verachtung. Es ist die Verachtung des Menschen, der weiß, daß er nichts zu erhoffen hat, der aber auch nicht verzweifeln will.

Während die zuerst angedeutete Konzeption für den Menschen, der nicht hoffen kann, nur die Möglichkeit der Verzweiflung sieht, so gibt es für Camus die Möglichkeit für den Menschen, durch Verachtung seiner im letzten hoffnungslosen Situation gegenüber, jene notwendige Distanz zu gewinnen, die ihm hilft, nicht verzweifeln zu müssen und die ihm damit die Freiheit gibt, jene Aufgaben

## Alexander Langer

Zu den oft bemühten Aussprüchen und Gesamturteilen über unsere Zeit und ihre Erscheinungen gehört auch der über das «Massenzeitalter und seine Massenkultur, in der sich jede Individualität notwendig verlieren muß und niemand sich vor der Gleichschaltung rettet».

Viel daran mag nicht ohne Berechtigung sein, auf den ersten Blick vielleicht sogar überzeugend. Doch ist es vielleicht möglich, aus diesem düsteren Bild jene Züge hervorzuheben und zu retten, die Hervorhebung und Rettung zulassen. Die anderen — alle jene Züge, die das Bild unserer Zeit notwendig ausmachen und charakterisieren, also wesentlich sind und insofern auch unabänderlich — wird Klage nicht bessern.

Wir merken vielleicht manchmal nicht, wie groß die Umwälzungen unseres Zeitalters sind und wie weittragend die Folgen, die vor allem technischer Fortschritt auch dem Weltbild des Denkers aufprägen muß. Mir scheint, daß nie wie in unserer Zeit Philosophie und Ideologie von der äußeren, materiellen Weltlage abhing.

Zwei große Strömungen ergeben sich aus dieser Situation, die zueinander in scharfem Gegensatz stehen und vielleicht letztlich doch nicht unvereinbar sind: der Pluralismus der Ideen und Ideologien, die nebeneinander leben und Geltung beanspruchen (und teilweise auch durch politische oder geistige Macht Verwirklichung finden), auf der einen Seite; auf der anderen steht dem eine immer stärker werdende Tendenz zur Einheit entgegen, die aus unserem «Multiversum» doch ein Universum machen will.

«Pluralismus der Ideen»: es ist nicht neu, daß diese erlaubte Mehrzahl nebeneinander vertretener Weltanschauungen und Gedankenströmungen die «moderne» Zeit im Gegensatz zum einheitslichen Mittelalter kennzeichnet und zugleich eine der bedeutendsten — wenn nicht überhaupt die höchste — Errungenschaften unserer auf Freiheit bedachten Welt darstellt. Frei sein, den eigenen Glauben, die eigene Weltanschauung, die eigene und je gemäße philosophische Richtung und politische Einstellung zu wählen, zu kennen und zu verwirklichen trachten, ist heute vielleicht einer der wenigen Werte, die von fast allen Strömungen als solche anerkannt werden. Auch erwächst aus dieser Pluralität unleugbar fruchtbare Begegnung, Dialog, der sich zur Dialektik ausweitet und oft vom anfänglichen Gegensatz zu wertvoller Synthese führt.

Freilich darf dieser Ausblick auf die wohlthätigen Folgen des ideologischen Pluralismus nicht verhehlen, daß auch nachteilige Auswirkungen nicht ausbleiben; ich glaube fast, daß unsere Zeit manchmal schwer an ihnen leidet. Es gibt da ein (allerdings schauerliches) Fremdwort, das vielleicht imstande ist, diese Krankheit zu nennen: Inkommunikabilität, also etwa die Unmöglichkeit der ge-

genseitigen Mitteilung und des gegenseitigen Verständnisses. Solche Unmöglichkeit findet sich auf politischem, wirtschaftlichem, weltanschaulichem, religiösem, philosophischem Gebiet; fast scheinen nur Wissenschaft und Technik dagegen immun. Inkommunikabilität aber nicht nur in den verwendeten Begriffen (Kategorien), in der Denkweise und Gedankenfolge, in der Auslegung gemeinsamer Grundlagen, sondern vor allem in einer grundlegenden und trennenden Verschiedenheit der Voraussetzungen, und zwar jener Voraussetzungen, die meist mit einem Glaubensakt angenommen oder abgelehnt werden müssen, die also Frucht nicht einer Erkenntnis, sondern eines Bekenntnisses sind. Unmöglichkeit, einander in den grundsätzlichen Entscheidungen zu begreifen: fast wird daraus menschliche Unmöglichkeit, einen Weg miteinander zu gehen, der aber in unserer Welt nebeneinander nicht mehr gegangen werden kann.

Und doch fordert die Welt, in der wir leben, daß die Menschen miteinander, nicht bloß nebeneinander gehen, daß sie zusammen planen und aufbauen, was alle angeht und allen Leben auf dieser Erde sichert. Tendenz zur Einheit: Einheit, die vielleicht oft nicht im entferntesten geahnt oder erstrebt wird, die vielleicht mit Koexistenz oder Toleranz beginnt, die versucht, einen Widerstreit zu mildern (das Problem der «zwei Kulturen» und seine Überwindungsversuche legen Zeugnis ab), die aber unweigerlich in vielen Bereichen heraufzieht. Der Fortschritt und die Herrschaft der Technik und der Wissenschaft, die Ausweitung auf internationale und weltweite Dimensionen in der Politik, die Bevölkerungsexplosion auf unserer Erde, die klein gewordenen Entfernungen, die gemeinsam durchgemachten Erfahrungen der Kriege und die Notwendigkeit, die Menschen als Massen in Betracht zu ziehen und vorzusehen, zielt zumindest auf Einheitlichkeit hin. «Standardisierung» ist nicht allein ein irrationales Schreckgespenst. Standardisierung aber kann sich (und tut es!) auch auf die Kultur erstrecken, ja sogar auf die Ideen der Menschen. Auf der einen Seite nun sehen wir diese Tendenz zur Einheitlichkeit, auf der anderen erleben wir, daß gerade in unserer Zeit des weltweiten, einheitlichen Denkens auch die Ideen weltweite, einheitliche Geltung beanspruchen, daß eine Neigung zur Universalität und Totalität in den Weltanschauungen unserer Zeit liegt. Der Kommunismus etwa sieht ausdrücklich universale Gültigkeit seiner Schau der Dialektik in der Geschichte vor.

Für das Christentum ergeben sich aus dieser Perspektive völlig neue Aussichten, die erst zum Teil von der Christenheit selbst verarbeitet sind (gerade das ökumenische Konzil stellt sich klar dieses Problem), während die materialisti-

Fortsetzung nächste Seite

in Bereich des Vorläufigen anzugreifen, die notwendig sind.

Da es sich bei dieser Verachtung um den letzten Hintergrund des menschlichen Verhältnisses zur Welt handelt, muß sich diese Verachtung immer dessen bewußt bleiben, was sie verachtet. Sie würde zum Ausdruck von Hybris und zu einem der gefährlichsten Mittel, wenn sie zu einer Verachtung des ganzen Lebens oder aller Menschen würde.

Als Haltung des Menschen, der sein Verhältnis zur Welt nicht auf Hoffnung gründen kann und der nicht verzweifeln will, hat sie, glaube ich, dennoch ihren legitimen Sinn.

Gudrun Bürrmann (Tübingen)

sche Weltausschauung vielfach — wenn auch vielleicht unbewußt — davon ausgeht und der Liberalismus nicht damit fertig werden kann. Das Christentum nun müßte in dieser Richtung allen anderen Überzeugungen vorangehen; die Einheit ist wesensnotwendiges Zeichen (sacramentum) der Christenheit als des Mystischen Leibes Christi (vgl. bes. 17. Kap. des Johannes-Evangeliums: „Laß alle eins sein, damit die Welt glaube...“). Würden Glaubenströmungen in der Kirche manchmal als „anregende Konkurrenz“ sogar als nutzbringend erachtet, so war das falsches Selbstverständnis. Hingegen ist dem Christentum die Einheit nicht nur als Wiedervereinigung getrennter Glaubensgemeinschaften brennendes Anliegen, sondern auch als lebende und wirkende Einheit aller Christen in dauernder und tätiger Liebe untereinander und als überzeugendes Zeichen allen anderen gegenüber primärer Auftrag Christi, der in vergangenen Zeiten manchmal überschauen wurde. Hierfür schafft die Tendenz zur Einheit, die von den Dingen der Welt gefordert wird, die ideale Voraussetzung, die erst noch richtig verarbeitet und bewältigt werden muß. Universalität ist hier die richtig verstandene Katholizität.

Was aber bedrücken kann, ist die Frage nach der Persönlichkeit des Individuums. Muß sie aufgegeben werden, um dem „Standard“ zu weichen (wie vielleicht der Idealismus fürchtet)?

Bestimmt, viele Phasen der Entwicklung, die wir untersuchten, sind für den Einzelnen unvermeidlich. Doch können wir für den schöpferischen Einzelmenschen vielleicht eine Rettung versuchen; das, was ihm die Umstände aufzuzwingen scheinen, zu bewältigen und in freier Wahl — aus Liebe für den Christen —, anzunehmen; die „offene und geschlossene“ Moral Bergsons stellt sich schon das Problem: in der „offenen Moral“ ist die Zustimmung des Einzelnen nicht durch Zwang oder Nachahmung erreicht, sondern in persönlicher, freier Entscheidung anzuerkennen, d. h. gewisse Werte zuzugewinnen.

Letztlich kommt es darauf hinaus, sich nicht durch die Umstände bedingen zu lassen, nicht von den Dingen bestimmt zu werden, sondern sich selbst die Bestimmung der Grundsätze vorzubehalten; eben jenes „Bekenntnis“ selbst vorzunehmen, das nicht zur einfachen Erkenntnis durch Notwendigkeit vorgegebener Tatsachen werden darf.

Alexander Langer (Florenz)

John A. T. Robinson:

## EHRlich VOR GOTT — GOTT IST ANDERS

Unter dem Titel „Honest to God“ hat Dr. Robinson, vormals Dozent am Clare-College in Cambridge, jetzt anglikanischer Bischof in den Slums und Vorstädten Süd-Londons, die persönliche Rechenschaftsablage veröffentlicht, die er während eines Krankenlagers 1962 geschrieben hatte. Überraschend ist es nun das Buch geworden, das weit mehr in Bewegung gesetzt hat, als sein Autor ahnte. Es ist ein persönliches Bekenntnis, das mit dem Willen zu äußerster Ehrlichkeit der Frage nachgeht, wie heute die christliche Religion überzeugend verkündet werden kann. Robinson spricht vor allem für jene, die der herkömmlichen Denkweise, Frömmigkeit und Moralität der Kirche nicht mehr zu folgen vermögen. Das „ganze religiöse Gewand“, in dem sich das Christentum bis heute präsentiert, stellt er in Frage. Es wird eine verwirrende, aber fruchtbare Situation geschaffen, ein Durchbruch erzielt, weit über die Grenzen der Theologenzunft und Kirchgänger hinaus, wie er in moderner Zeit noch nicht erlebt wurde. Augenblicklich bemühen sich die Theologen aller christlichen Konfessionen, dazu Stellung zu nehmen, und die Debatte um die neue Gestalt der Kirche und ihrer Botschaft wird somit wieder vor aller Welt in die eigentlichen Fronten vorverlegt.

Ich will nun die Gedanken Robinsons näher ausführen:

Robinson sieht für das Christentum keine Chance zum Überleben, wenn es nicht eine radikale, grundsätzliche Umformung seiner Ideen durchführt, in deren Verlauf die meisten unserer theologischen Grundbegriffe (wie Gott, das Übernatürliche, die Religion...) eingeschmolzen werden müssen. Er stützt sich darin vor allem auf Tillich, Bonhoeffer und Bultmann. Bei allen dreien vernimmt Robinson, daß sie das eng gewordene Ge-

dankenkleid, das die Jahrhunderte dem Evangelium umgeworfen haben, ablegen und dahin hängen wollen, wohin es gehört: ins Museum. Tillich beschreibt es als das supranaturale. Bonhoeffer als das religiöse und Bultmann als das mythologische Kleid. Und so ruft Robinson alle Christen zu einer Revolution wider Willen auf wider Willen erstens, weil die wenigen, die noch am Alten festhalten, den Weg nicht mitgehen wollen, und zweitens, weil die Leute, die die Dinge des Glaubens verworfen haben, dabei aber doch besonders eifersüchtig über sie Wache halten, sich betrogen vorkommen werden.

Notwendig ist vor allem der radikale Angriff auf den Gottesbegriff. Es gibt Menschen, für die Gott irgendwo außerhalb der Welt existiert. Die große Zahl derer, die meinen, daß der Glaube an Gott im Zeitalter der Weltraumforschung unmöglich geworden ist, zeigt, wie sehr diese Vorstellung verankert ist. Den Gott, der im räumlichen Sinne über der Welt wohnt, haben wir aufgegeben, dafür hat sich in unserer Vorstellung ein Gott angesiedelt, der im metaphysischen Sinne über der Welt existiert. Das ist aber die herkömmliche supranaturalistische Form, den Glauben zu beschreiben. Nach dieser Auffassung ist Gott das höchste Wesen, außerhalb, über und jenseits dieser Welt, wo er für sich, neben und gegenüber seiner Schöpfung existiert. Er ist ein Sein neben anderen und als solches Teil der gesamten Realität. Er ist zwar deren wichtigster Teil, aber eben Teil und damit der Struktur des Ganzen unterworfen. Er ist ein Sein, nicht das Sein selbst.

Auch diese Vorstellung von Gott ist eher ein Stein des Anstoßes als eine Hilfe für den Glauben. Wir müssen Gott aus diesem unendlich fernen Jenseits herinholen und viele unserer religiösen Begriffe aus der räumlichen Dimension der

Höhe in die Tiefe übertragen. Doch geht es hier nicht einfach um die Veränderung der Raumvorstellung, wir können nicht das alte Denksystem unter umgekehrten Vorzeichen wieder einführen und einen Gott in der Tiefe an die Stelle eines Gottes in der Höhe setzen. Der Gott in der Tiefe ist nicht ein anderes Wesen, sondern der unbegrenzte und unerschöpfliche Grund alles Seins; er ist das was uns unbedingt angeht, was wir ernst nehmen ohne allen Vorbehalt. Er ist die Tiefe unseres personalen Seins (im Einzelnen, in der Geschichte, in der Gemeinschaft).

Was meint nun Bonhoeffer unter dem bestürzenden Paradox einer religionslosen Gottesvorstellung? Die Religiosität weist den Menschen in seiner Not an die Macht Gottes in der Welt. Gott ist der deus ex machina, der vorhanden sein muß, um die Antworten und Erklärungen zu geben, die wir selbst nicht geben können. Aber solch ein Gott wird immer weiter zurückgedrängt, je weiter die wissenschaftliche Erkenntnis vorschreitet. In Naturwissenschaft, Politik und Ethik bedarf es keines solchen Lückenbüßers mehr, er braucht weder Zusicherungen zu machen, noch Probleme zu lösen, noch irgendwie als Retter einzugreifen. Es bleiben höchstens noch die sogenannten letzten Fragen — wie Tod, Schuld. Die Kirche lebt also gewissermaßen von diesen letzten Fragen des Menschen. Dieser hinterste Schlupfwinkel ist der Raum der Religion, und hier sind heutzutage die Kirchen aktiv für diejenigen, die solche religiöse Bedürfnisse haben oder in denen sie geweckt werden können. Das sind die Menschen, bei denen Religiosität besonders ausgeprägt ist. Aber es gibt auf alle Fälle auch den „homo non religiosus“, der die traditionelle Religion und Frömmigkeit völlig bedeutungslos findet. Und für den kann Religiosität im oben bestimmten

Sicher nicht Ausgangspunkt für den Weg zu Gott sein.

Bonhoeffer sagt, wir sollen ruhig diese religiösen Voraussetzungen über Bord werfen. Wir müssen in der Welt leben, als ob es Gott nicht gäbe. Der Gott, der uns in der Welt leben läßt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen. Er läßt sich aus der Welt hinausdrängen ans Kreuz, er ist ohnmächtig und schwach in der Welt, und gerade so und nur so hilft er uns und ist bei uns.

## Mythos und Christentum

Das Hauptthema der Diskussion um die Entmythologisierung ist nicht mehr das Verhältnis zwischen Mythos und Geschichte, sondern die Frage, inwiefern der christliche Gedanke überhaupt an ein mythisches Weltbild gebunden ist. Ist es nicht notwendig, die christliche Wahrheit davon zu befreien, wenn man sie heute in der rechten Weise verkündigen will? Bultmann sagt, das mythische Weltbild als solches sei nichts spezifisch Christliches. Seine Sprache beschreibe keinen irgendwie supranaturalen Vorgang, sondern es handle sich lediglich um den Versuch, die wirkliche Tiefe, das Gewicht und die Bedeutung des historischen Ereignisses Jesus Christus zum Ausdruck zu bringen. Die Philosophie des Existenzialismus müsse heute an die Stelle des mythologischen Weltbildes treten.

Nun betont Robinson aber, daß die transzendente Gottheit im Jenseits nicht durch eine immanente in der Tiefe des Seins ersetzt werden kann. Gott bleibt in der Welt transzendent, er ist mitten in unserem Leben jenseitig, aber das Jenseitige ist nicht das unendlich Ferne, sondern das Nächste. Gott ist das transzendente, unbedingte Element in all unseren Lebensbezügen und ganz besonders in unseren Beziehungen zu anderen Menschen. Gott, dem Unbedingten, kann man in, mit und unter den bedingten Beziehungen dieses Lebens begegnen, denn er ist ihre Tiefe und ihr letzter Sinn. Wir erkennen den Menschensohn nur in der bedingungslosen Beziehung zu unserem Menschenbruder. Ob wir Gott erkennen, wird sich nur an der einen Frage entscheiden: Wie tief hast Du geliebt?

Robinson stellt auch Christus als «den Menschen für andere» dar. Er ist der in dem die Liebe zur Macht gekommen ist, er ist dem Grund des Daseins gegenüber ganz offen und mit ihm völlig eins. Dieses «Dasein — für andere» in der Teilnahme am Sein Gottes ist Transzendenz. Weil Christus ganz und gar der Mensch für andere war, weil er Liebe war, war er eins mit dem Vater, denn Gott ist Liebe.

Welche Bedeutung haben nun für Robinson Kultus und Gebet? Für die meisten Leute sind Gottesdienst und Kirchengang der Ausdruck für das Interesse an Religion, denn sie haben nichts mit dem alltäglichen Leben zu tun. Doch gerade die Charakteristika ist der Gegenbeweis dafür, denn das Abendmahl ist genau der Punkt, an dem das Alltägliche, das Profane zum Träger des Unbedingten wird, wenn Christus sich im Brechen des Brotes zu erkennen gibt. Das heilige Opfer ist gemeinsames Leben in der Tiefe, und es ist kein heiliges Mahl mehr, wenn wir uns vom alltäglichen und der Gemeinschaft absondern, und uns in privater Andacht zurückziehen, um mit Gott allein zu sein. — Auch unter dem Gebet versteht man in der Regel ein sich-abwenden von den weltlichen Geschäften, um sich an den Gott außerhalb der Welt zu wenden, mit dem man jenseits aller Bedrohungen und Spannungen eins sein will. Aber nur wenige Menschen vermögen auf diese Weise Gott zu begegnen, meistens schweigt er,

und wir werden das Gefühl nicht los, daß wir Versager sind. Nicht indem ich mich von den Menschen zurückziehe, kann ich beten, sondern nur wenn ich ihnen begegne und mich ihnen ganz preisgebe. Dann redet in einer solchen «fleischgewordenen Beziehung» die Tiefe zur Tiefe, und der Geist Gottes vermag das «unaussprechliche Seufzen» aufzunehmen und in ein Gebet zu verwandeln. Der Weg zur Begegnung mit dem Menschensohn und zur Erkenntnis Gottes ist die bedingungslos Liebe zum Nächsten.

Gebet und Ethik sind für Robinson zwei Seiten derselben Sache. Man kann das Verständnis von Gott nicht in neue Formen gießen, ohne gleichzeitig den Moralbegriff einzuschmelzen. Aber die Revolution in der Ethik ist längst angebrochen, und ist keine Revolution wider Willen. Die supranaturalistische Ethik gilt nur noch für die wenigen, die ihre Grundlagen akzeptieren. Diese Ethik aber entstellt die Lehre Jesu. Er wollte nicht, daß seine Gebote legalistisch verstanden würden, als Vorschriften für das, was alle Christen unter allen Umständen zu tun haben, und er beabsichtigte auch nicht, bestimmte Handlungsweisen als ein für allemal richtig und andere wieder als ein für allemal falsch zu stempeln. Seine Gebote sind keine Gesetze, die festlegen, was die Liebe immer und von jedem einzelnen fordert, sie sind vielmehr Illustrationen dafür, was die Liebe in einem bestimmten Augenblick fordern kann. An die Stelle der heteronomen Ethik wird also eine autonome gesetzt, die sich dagegen stellt, daß die konkreten Forderungen einer Situation unter fremde, allgemein gültige Normen untergeordnet werden. Die unbedingte Liebe Jesu Christi muß als Grundlage jeder Beziehung und jeder Entscheidung anerkannt werden. Die neue Ethik ist also eine radikale Situationsethik, in der nichts vorgeschrieben ist, außer Liebe.

Sicherlich bringt Robinson eine Reihe neuer Gesichtspunkte und entdeckt neue Seiten an Gott, Christus und der Kirche, aber indem er diese verabsolutiert, zerstört er vieles wieder. Mit der Kritik am Supranaturalismus rennt er zum Teil offene Türen ein. Der Gedanke von dem transzendenten Gott in der Tiefe des menschlichen Seins findet sich schon bei Augustinus, der vor der tiefen, uferlosen Fülle der menschlichen Seele erschauert, und, wohin, oder wie weit er auch vordringen mag, nirgends zum Ende kommt. Und von seinem existentiellen Zweifel über das «ich denke, also bin ich» ist es nur ein Schritt zu dem Satz: «Warum willst du nach außen schweifen? Kehre in dich selbst ein, denn im Inneren wohnt die Wahrheit».

## Kritik an Robinson

Robinson löst die vertikale Transzendenz in die horizontale Transzendenz auf, und damit scheint mir eine Nivellierung des Menschen Hand in Hand zu gehen. Der Mensch kann in den Beziehungen zum Mitmenschen und in einer völligen Hingabe an die Welt niemals seine volle Erfüllung finden. Der Mensch kann nicht in der Gegenwart allein leben, er kommt aus der Vergangenheit, und der Augenblick weist in die Zukunft. Der Mensch ist in seiner Freiheit auf ein Transzendentes ausgerichtet, das gerade nicht direkt erreichbar ist, auch nicht in der Liebe zum Nächsten, sondern nur durch die eigene Existenz. Sie muß als horizontal-ekstatische Existenz aufgefaßt werden, das heißt, der Mensch ragt immer wieder in den einzelnen Situationen über seine Ebene hinaus. Er kann sich, obwohl selbst ganz Teil der Welt, über sie erheben, oder um es mit Pascal auszudrücken, sich um ein Unendliches übersteigen.

Zudem scheint mir der Begriff von dem Gott in der Tiefe nicht klar genug ausgearbeitet zu sein. Ich sehe darin eine Gefahr, daß man nun allzu leicht die Tiefe der Tiefenpsychologie der metaphysisch-göttlichen Tiefe gleichsetzt (Vergl. C. G. Jung: Das göttliche Unterbewußtsein!). Sicher mag Robinson das fern liegen, aber der Unterschied wird nicht deutlich genug hervorgehoben.

Das Christusbild, das Robinson zeichnet, ist einseitig. Christus als der Mensch für andere mag wohl recht angenehm klingen, aber damit erfaßt er nur den Menschen Christus, aber nicht Christus als Gott. Ich habe überhaupt den Eindruck, daß Robinson Christus nicht die volle Wesensgleichheit mit Gott Vater zuerkennt. Er schreibt, weder das Neue Testament, noch Christus selbst erhebe je den Anspruch, daß Christus Gott selbst sei. Nun, ich kann nicht entscheiden, wie weit die Frage offen ist, aber ich glaube schon, daß Robinson hier mit seinem Zugeständnis an den Naturalismus zu weit geht. Allerdings führt er diesen Gedanken nicht konsequent ans Ende. Aber auf jeden Fall scheint mir die Wesenseinheit Vater-Sohn verloren gegangen zu sein, indem Christus nur mehr die Stelle eines Mittlers zwischen Gott und der Menschheit innehat. Zudem tritt die Heilstatsache in den Hintergrund und Robinson sieht nur noch das historische Ereignis.

Besonders schwierig ist das Problem der Ethik. Eine so radikale Situationsethik, wie Robinson sie fordert, scheint mir doch etwas gefährlich zu sein. Viele würden das als Freibrief für eine zügellose Lebensweise begrüßen. Außerdem wird der Durchschnittsmensch auch kaum in der Lage sein, immer abzuwägen, was in Wahrheit in einer bestimmten Situation das höchste Maß an Liebe für alle Beteiligten ist. Nur zu leicht können egoistische Tendenzen als Liebe mißdeutet werden. Daher hat die Kirche eine solche Ethik abgelehnt. Aber gibt es nicht wirklich manchmal Fälle, in denen die Situation stärker sein kann, als das allgemeine Gesetz? Vielleicht kann es sich wahre Liebe tatsächlich leisten, sich völlig von den gegebenen Tatsachen bestimmen zu lassen, weil sie sozusagen einen eingebauten Kompaß für das moralische Handeln hat. Daraus erwächst kein Freibrief für Zügellosigkeit, denn das Tor der Liebe ist eng, und die Forderungen, die sie stellt, sind unendlich tiefer und durchdringender als irgend eine Gesetzesforderung, gerade weil sie in das Zentrum der Situation hineinreicht. Und vielleicht ließen sich hier auch Ansatzpunkte finden, um für so schwierige Fragen, wie Geburtenkontrolle oder Ehescheidung, denen die Kirche noch sehr ablehnend gegenübersteht, einen Lösungsweg zu finden.

Pichler Maria (Innsbruck)

# SEIN UND SOLLEN IN DER MODERNEN RECHTSPHILOSOPHIE

## Zur Auseinandersetzung zwischen Naturrechtslehre und Rechtspositivismus

In seinem kritischen Aufsatz «Die Idee des Naturrechtes»<sup>1</sup> stellt Hans Kelsen eine Frage, die uns auf eines der Hauptprobleme in der derzeit sehr heftigen Auseinandersetzung zwischen den Theorien der Naturrechtslehre und des Rechtspositivismus hinweist: «Ist es vielleicht der Schatten der Resignation, den die Sprache dem Denken vorauswirft, wenn sich dieses bisher vergeblich um die Lösung eines Problems bemüht, dessen Unlösbarkeit jene von vornherein anzudeuten scheint, da sie schon die Voraussetzung der Problemstellung: ... den Gegensatz von Sollen und Sein, ... aufhebt und das Gerechte das Natürliche, das Natürliche das Gerechte sein läßt?»<sup>2</sup>

Tatsächlich rühren wir hier an eine sehr empfindliche Stelle der modernen Rechtsphilosophie. Das Sein-Sollen-Problem ist der entscheidende Punkt, der die Theorien des Naturrechts von denen des Rechtspositivismus trennt.

Ob «Sein und Sollen... im letzten Grunde zusammenfallen», wie Heinrich Rommen, einer der namhaftesten Naturrechtslehrer, behauptet,<sup>3</sup> oder ob sich — nach den Worten Gustav Radbruch's — «das Sein-Sollende... nimmermehr aus dem Seienden ableiten» lasse,<sup>4</sup> — diese Fragen bilden immer wieder den Kern lebhafter Debatten.

Dabei wird sehr häufig einfach von einem «Grund», einer «Quelle» des Sollens und dergleichen gesprochen, so daß meist nicht klar wird, welche Art von «Ableitung» gemeint ist, wenn gesagt wird, das Sollen lasse sich aus dem Sein «ableiten» oder lasse sich eben nicht «ableiten». Wird darunter ein logisches Schließen verstanden, so ist — von der bei jedem Gespräch zu akzeptierenden Logik her — einleuchtend, daß eine derartige Sollensableitung aus dem Sein nicht möglich ist: Tatsachensätze führen im Syllogismus immer nur zu Tatsachensätzen. Will man sich hingegen unter «Ableitung» einen kausalen Setzungsakt aus einer bestehenden Tatsache heraus vorstellen, so freilich muß dem Sollen immer irgendwie ein Sein zugrundeliegen. In diesem Sinne beruht selbst der rechtspositivistische Satz, daß Sollen nicht aus Sein folgen könne, auf einer Seinerfahrung, — auf der Erfahrung nämlich, daß wir eine logische Struktur in uns vorfinden (eine Seinsstruktur also), die uns erst zur Aufstellung der Behauptung berechtigt, vom Sein dürfe man nicht auf Sollen schließen, die Seinsaussage A könne nur eine Seinsaussage A', die Sollensaussage B nur eine Sollensaussage B' ergeben.

Diese Verwechslung der Bedeutung von «Ableitung» hat etliche Naturrechtler dazu verleitet, dem Rechtspositivismus ein «präpositives Recht» zu unterschreiben, das also auch vom Positivismus — wenigstens stillschweigend — vorausgesetzt werde. Denn die «Grundnorm» könne ja letztlich, so wird argumentiert, nicht einfach als Obersatz für alle anderen Sollsätze aufgestellt werden, wenn uns nicht eine

gewisse Seinsstruktur, die sich entweder im Obersatz ausdrückt oder dem Obersatz vorausgeht, dazu ermächtigte. Dieser Gedankengang stellt nun freilich keinen wirksamen Einwand gegen den Positivismus dar. Er entspricht vielmehr ganz dem «Argument», der Satz «Die Person A kann nicht zugleich sein und zugleich nicht sein» gebe letztlich nicht auf den Kontradiktionsatz zurück («A ist äquivalent non-non-A»), sondern auf die unbestreitbare Tatsache, daß ich, der ich das behaupte, ein denkendes und sprachbegabtes Lebewesen bin. Kein Logiker möchte wohl gegen die Richtigkeit dieser letzten Feststellung auftraten, wäre aber doch sehr bemüht, derlei überflüssige und unwissenschaftliche «Präpositionen» seinem System fernzuhalten.

Gewichtiger werden die Einwände gegen den Rechtspositivismus, wenn es um die konkrete Frage geht, wie nun eigentlich ein Rechtssystem real auszusehen habe. Soll nicht der Willkür des Einzelnen oder einer bestimmten Gruppe unbeschränkte Macht eingeräumt werden (durch die Rechtssetzung), so ist es sicherlich nötig, daß das vom Menschen gesetzte Sollen eine gewisse Bindung an eine überpositive Instanz erhält. Hans Kelsen hat nun freilich versucht, von seiner jeden beliebigen Inhalt aufnehmenden Grundnormen materiale Bestimmungen fernzuhalten, — dies aber nicht, weil solche materiale Bestimmungen gelugnet werden sollen (— durch diese Bestimmungen erhält ja die Norm ihre praktische Wirksamkeit —), sondern allein aus dem Bestreben heraus, das Recht rein als «Recht» zu deuten: «Recht» ist ein System, sobald es normativ vom Menschen gesetzt ist — und nur dann. Als «Recht» hat es die Fähigkeit, von sich aus das Gesellschaftsmitglied zu verpflichten. Es erhält seinen Charakter als «Recht» nicht erst durch eine Sanktion von seiten des Inhalts einer «Präposition». Während die Norm des Naturrechts kraft ihres inneren Gehaltes gilt, gilt die des positiven Rechts, weil sie «auf eine bestimmte Weise erzeugt, ... weil sie von einem bestimmten Menschen gesetzt wurde». Damit aber ist noch keineswegs gesagt, daß ein bestimmtes einzelnes Rechtssystem, weil es nun einmal gesetzt und daher Recht ist, auch gleich zu begrüßen sei wie ein anderes bestimmtes einzelnes Rechtssystem. Um nun jedoch zu beurteilen, welches das «bessere» sei, bedarf es wiederum einer Wertskala, an welcher beide Systeme gemessen werden müssen; Ihr kann offensichtlich nicht mehr einfach eine menschliche Sollenssetzung zugrundeliegen. Mündet also hinsichtlich seiner praktischen Verwirklichung auch der Rechtspositivismus in einem Sein, von dem das Sollen erst ausgeht?

Wir müssen diese Frage bejahen, wenn wir an eine Normierung denken, die für eine reale Rechts- und Staatsordnung wirksam sein soll: Über den Inhalt der Normen hat zuletzt der Zweck zu ent-

scheiden, der auf eine geordnete menschliche Gesellschaft unter den gerade bestehenden Seinsverhältnissen ausgerichtet ist. Kelsens Lehre gibt einer hier einsetzenden, auf naturwissenschaftlichen, soziologischen und sozialpsychologischen Erkenntnissen basierender Rechtsphilosophie ein Regelsystem in die Hand, das, entsprechend den Regelsystemen der formalen Logik, die (Sollens-) Prädikate auf den Boden einer intentionalen Gleichheit stellt.

Greift also, so gesehen, auch der Rechtspositivismus seine inhaltliche Setzung aus dem Sein, so steht er bezüglich der Sein-Sollen-Beziehung doch in einem entscheidenden Gegensatz zur Lehre des Naturrechts.

Nach dieser folgt das rechtliche Sollen (— das sich hier vom «inneren» Sollen der Moral, Religion, Ethik durch seine Bezogenheit auf eine «äußere» gesellschaftszugewandte Handlung unterscheidet —) unmittelbar aus einem allgemeinen, idealen Sein, einem Ziel, das allen Menschen oder gar allem Existenten eigen ist: Das ideale Sein verlangt von sich aus das Hinstreben des realen Seins zum idealen Sein (Entelechie) durch ein bestimmtes, jedem Menschen grundsätzlich erkennbares rechtliches Sollen. Die Recht-bildende Instanz ist das ideale Sein (etwa das absolute Gute), das in der menschlichen Rechtsautorität nur stellvertretend auftritt, — stellvertretend für eine absolute Autorität: Weltnatur, Menschennatur, Gottnatur.

Dem gegenüber erkennt der Rechtspositivismus das rechtliche Sollen als erst mittelbar vom Menschen gesetzt an, — dies durch Vergleichung des subjektiv-kontrollierbaren realen Seins mit den vielen verschiedenen idealen Seinsformen, Zielen, die sich in den Willenskundgebungen der Menschen ausdrücken. Dieses ideale Sein ist, wie daher auch das rechtliche Sollen, nicht grundsätzlich jedem Menschen als dasselbe erkennbar. Die rechtbildende Instanz ist allein die menschliche Autorität.

Der Unterschied zwischen beiden Richtungen liegt offen. Er liegt allererst in den nicht weiter beweisbaren Seins-Voraussetzungen, die sich für die Naturrechtslehre wie folgt umreißen lassen:

1. «Es gibt ein allgemeines, jedem Menschen irgendwie zugängliches ideales Sein, Grundziele, die allen Menschen gemeinsam sind. Das Sollen ist im idealen Sein enthalten und kann daher unmittelbar aus ihm abgeleitet werden».<sup>5</sup>
2. «Das im Sein enthaltene, inhaltlich bestimmte Sollen muß im rechtlichen Sollen seinen Niederschlag derart finden, daß alle einzelnen Normen zweckmäßig auf eine funktionierende Gesellschaftsordnung ausgerichtet sind».<sup>6</sup>

Für den Rechtspositivismus ist das Sollen ein «rechtliches», sobald es von einem Menschen für eine Gesellschaft verbindlich gesetzt ist, unabhängig von seinem speziellen Inhalt. Dennoch hat, wie schon festgestellt, auch diese Lehre auf eine gegebene Seinsstruktur zurückzugreifen und aus ihr heraus seine weiteren Folgerungen zu treffen, wenn an die Schaffung einer praktisch wirksamen Rechtsordnung herangegangen wird.

Die einzige Voraussetzung läßt sich in wenigen Worten skizzieren:

«Das rechtliche Sollen muß so gesetzt werden, daß alle einzelnen Normen zweckmäßig auf eine funktionierende Gesellschaftsordnung im Sinne einer Verbindung des realen Seins mit den verschiedenen idealen Seinsformen ausgerichtet sind».

Die Naturrechtslehre läßt sich bezüglich des Sollen-Sein-Problems durch den Rechtspositivismus nicht sinnvoll wider-

legen. Ihre Voraussetzungen sind also eben wenig widerlegbar, wie sie beweisbar sind. Es wäre somit überhaupt kein Boden der Diskussion gegeben, wenn sich nicht doch beide Lehren immer wieder auf gemeinsamen Ebenen begegneten: auf der Ebene der Rechtskonkretisierung, wo sich zeigt, daß selbst die Naturrechtslehre auf positivistischen Zwangsmethoden zurückgreifen muß, und auf der Ebene der von beiden Seiten beanspruchten Wissenschaftlichkeit.

«Wissenschaft» will Klarheit im Denken schaffen. Wer sie nicht gänzlich der Unklarheit, Verworrenheit, ausliefern möchte, wie es wohl der unternähme, der Religion und Kunst unter sie fassen und damit jedes Unterscheidungskriterium gegenüber anderen Wissens- und Pseudowissenschaften zunichte machen wollte, — der muß als Modelle einer echten «Wissenschaft» die Logik und die exakten Wissenschaften gelten lassen. Freilich soll hier gleich einschränkend gesagt sein, daß die Rechtsphilosophie diesen exakten Wissenschaften insofern nie ganz entsprechen kann, als sie es eben — im Unterschied zu jenen — mit verbindlichen Normen, Sollens-, nicht Seins-Sätzen zu tun hat. Im Bestreben aber, die Rechtsphilosophie der Wissenschaft möglichst nahe zu rücken — ein Bestreben, das offensichtlich beiden Richtungen gemeinsam ist — muß an den wichtigsten Grundsätzen jener Wissenschaften festgehalten werden: am Ausklammern aller unbeweisbaren Aussagen, die dogmatischen Charakter haben, und an der grundsätzlichen intersubjektiven Falsifizierbarkeit der Thesen.

Die Naturrechtslehre hat es mit «Naturgesetzen» zu tun. Von ihnen geht sie aus, — aus ihnen leitet sie das rechtliche Sollen unmittelbar ab. Diese Naturgesetze aber (etwa «Der Mensch ist von Natur aus gut bzw. schlecht») sind grundsätzlich nicht falsifizierbar. Sie sind nicht bisher unwiderlegte Hypothesen, sondern liegen überhaupt außerhalb des Bereiches menschlicher Beweis- und Widerlegungsfähigkeit. Was sich feststellen läßt, ist aber die Tatsache, daß Menschen, die an solche Naturgesetze glauben, meist ganz verschiedene, oft gegeneinander gerichtete Vorstellungen von deren Inhalt haben. Auf den Inhalt jedoch kommt es ihnen an. Nun wird mit dieser unserer Feststellung zwar kein Naturgesetz widerlegt, wohl aber seine — zuweilen behauptete — allgemeine Erkennbarkeit. Eine Widerlegung der Brauchbarkeit solcher Voraussetzungen könnte immerhin dort erfolgen, wo die Naturrechtslehre am demokratischen Prinzip festzuhalten versucht: Eine demokratische Gesellschaftsordnung bindet eben alle Mitglieder, auch jene, die abweichende oder gar keine Vorstellungen von Naturgesetzen haben. In der Tat war die Naturrechtslehre, die heute eifrig bestrebt ist, dem Rechtspositivismus die Gruel der Diktatur anzulasten, stets sehr für autoritäre Staatsformen anfällig, soweit ihr Naturgesetz nicht gerade «demokratischen» Inhalt hatte.

Die zweite Voraussetzung, die der Zweckmäßigkeit im Hinblick auf eine funktionierende Gesellschaftsordnung, hat die Naturrechtslehre mit der Lehre des Rechtspositivismus gemeinsam. Aber auch hier besteht ein erheblicher Unterschied hinsichtlich der wissenschaftlichen Relevanz. Die Zweckmäßigkeit des Naturrechts ist zwar — wie die des Rechtspositivismus — auf eine «funktionierende Gesellschaftsordnung» ausgerichtet, dies aber nur so weit, als sich diese Ordnung unter die allgemeinen Seinsgesetze subsummieren läßt. Daraus ergibt:

1. Die Grundlage der Zweckmäßigkeit ist das allgemeine ideale Sein; — eine unbeweisbare Voraussetzung.
2. Diese Zweckmäßigkeit ist dogmatisch gefaßt: «Weil das Sein so ist und daher auch so sein soll, sollen auch A, A... A so sein».

Anders steht es mit der Voraussetzung des Rechtspositivismus:

1. Die Grundlage der Zweckmäßigkeit ist der empirische (wissenschaftliche) Vergleich des objektiv-kontrollierbaren realen Seins (der Fakten, der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse) mit den idealen Seinsformen, den verschiedenen Zielen, die aus den menschlichen Äußerungen empirisch zu entnehmen sind.
2. Diese Zweckmäßigkeit ist hypothetisch gefaßt: «Wenn die Grundnorm so sein soll, so sollen auch A, A... A so sein».

Der Rechtspositivismus, der sich nicht auf eine «natürliche» Einsicht der Menschen verläßt, muß die Normen mit Zwangsgewalt ausstatten. Den Sollensanruf richtete er dabei nicht direkt an den Verpflichteten, sondern an die staatlichen Organe, die auf Grund eines Tatbestandes die Rechtsfolge herbeiführen sollen».

Es gelingt so dem Rechtspositivismus, innerhalb seines Systems die Ableitung eines Sollens aus dem Sollen aufrecht zu erhalten, während die Naturrechtslehre über jedes einzelne Sollen das Sein stellt.

Betreten wir nun jene andere gemeinsame Ebene, auf welcher Naturrecht und positives Recht eine «Wesensgemeinschaft» bilden: die Ebene der Individualisierung, Konkretisierung der generellen Normen<sup>1</sup>, so zeigt es sich, daß auch das Naturrecht auf gesetzgebende und ausführende staatliche Organe angewiesen ist: Das Moment des Zwanges, das grundsätzlich mit einer «natürlichen Ordnung» unvereinbar ist, erweist sich als unentbehrlich. Die Begründung, die Organe seien eben «zur Anwendung der Naturrechtsordnung berufen», zeigt doch immerhin, daß sich diese Ordnung für die Gesellschaft nicht von selbst versteht. Zu einer solchen Überhöhung, Umarmung des positiven Rechts, die die staatlichen Organe zu Priestern macht, kann wohl mit Kelsen gesagt werden, daß «diese ganze Scheidung zwischen einer primären Norm und einem sekundären Rechtssatz, der für den Fall der Verletzung des ersterwähnten Norm einen Zwangsakt statuiert, ... nicht nur überflüssig, sondern irreführend» ist: «Läßt man die sub I angeführte Norm weg, so ändert sich nichts an dem realrechtlichen Tatbestande; läßt man sie aber gar an erster Stelle stehen, so wird der Anschein erweckt, als ob es im positivrechtlichen System eine Rechtspflicht auch ohne Zwangsaktion gäbe». Eine «Positivierung des Naturrechts» ist sinnlos: Für den Menschen kann die Rechtsordnung nur als positive gelten.

Die Vorwürfe, die von der heutigen Naturrechtslehre an den Rechtspositivismus herangetragen werden, fußen meist auf Voraussetzungen, die der Rechtspositivismus aus dem Grundsatz der wissenschaftlichen Klarheit heraus nicht mit jener Lehre teilt. Die beliebte Gepflogenheit, subjektive Ansichten ins Objektive, Absolute, willkürlich zu erweitern, macht es in der Tat möglich, daß «seit dem Ende des Ersten Weltkrieges... die Naturrechtslehre... nicht nur zu neuem Leben erwacht, sondern auch wesentlich erweitert und vertieft worden ist»<sup>2</sup> und daß das Vorurteil, der Rechtspositivismus sei «eine der geistesgeschichtlich gefährlichsten und praktisch unheilvollsten Verirrungen des Menschen»<sup>3</sup> in Philosophen- und Juristenkreisen noch immer eifrige Verkünder findet.

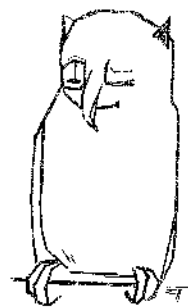
Hermann Grieser (Innsbruck)

<sup>1</sup> Kelsen, Hans: Aufsätze zur Ideologiekritik; hgg. v. Topfisch, Ernst: Neuwied-Rh/Berlin 1964, S. 73 ff. 2. A. O., S. 74.

<sup>2</sup> Rommen, Heinrich: Die ewige Wiederkehr des Naturrechts; München 1947. Bd. I, S. 171. Vgl. auch Brunner, Emil H.: Gerechtigkeit; Zürich 1943 und Manser, Gollus Marie: Das Naturrecht in Thomisti-

Fortsetzung Seite 10

## Die Eule



blinzelt

## Fremdentypologie

In Südtirol muß man zwei Typen von Fremden unterscheiden. Die einen sehen sich, wenn sie hier eintreffen, am Anfang ihrer Wünsche, die anderen am Ende. Für die einen fängt hier der Süden an, für die anderen endet er in Salurn.

Ich möchte ganz kurz ein paar unverwechselbare, exakte Unterscheidungsmerkmale der zwei Gattungen angeben.

Der erste Typ kann meistens ein paar Brocken Italienisch. Wenn er am Brenner erscheint, fühlt er sich beim Anblick der exotisch-fremden Uniformen sehr wohl. Begierig nimmt er die weichen, südlichen Laute auf. Das Land seiner Schnsucht ist erreicht, nun kann er endlich ausprobieren, was er sich im Schweiß angeeignet hat. In Gossensaß und Sterzing hört man ihn dann die Einheimischen fragen: «Fa qui a Polzano?» Oder: «Andare dote per Merano?» Wenn ihm dann einer auf gut Deutsch antwortet, ist er meistens etwas verdutzt und enttäuscht. Er besinnt sich aber darauf, daß ihn sein Reiseziel glücklicherweise weiter nach Süden bringt.

Den zweiten Typ, meistens ältere Leute, findet man in stillen Ortschaften, an besonders schönen Plätzen. Sie gehen spazieren, machen Wanderungen, sind begierig auf echte Bräuche und handfesten Dialekt. Oft kennen sie sich in Südtirol besser aus als die Einheimischen.

Kürzlich ging ich mit einer solchen Wandererin einen Weg entlang. Plötzlich rannte rechts am Wegrand eine schillernde Eidechse über eine Mauer dahin. Da rief meine Begleiterin begeistert aus: «Sehen Sie das flinke, kleine Tier. Ach, Südtirol ist so schön!»

st

## Sprachkompott

Man nehme erlesenstes fremdes Sprachmaterial, vermische es mit hundsgemeinen eigenen Brocken und bereite daraus einen Brei. Die Nachwelt möge sich freuen!

Fand ich doch kürzlich in einem Gipfelbuch Betrachtungen über «Cilatti», womit unverkennbar Speiseeis bezeichnet werden sollte, und nach mehrmaligem Umblättern staunte ich nicht schlecht, als mir zuerst «Cigott» und etwas später «Cigat» unterkam; gemeint war natürlich die Tschigatspitze, doch waren sich die Kenner offensichtlich darin einig, daß nur Exotisches richtig schmackhaft sein könne.

Was aber dem bergwandernden Volke recht, sollte dem (besonders in Italien)

Fortsetzung Seite 9

# LEHRAMTSPRÜFUNG 1965 IN SÜDTIROL

Im Frühjahr d. J. sandte uns Dr. Thaler untenstehende Stellungnahme zu den Lehramtsprüfungen. Wir entschlossen uns, mit der Veröffentlichung zu warten, bis die Prüfungen vorüber waren und boten inzwischen zwei Herren, die ebenfalls Kandidaten waren, um weitere Stellungnahmen.

Im Interesse unserer Schulen wollen wir gerne zu einer öffentlichen Diskussion beitragen.

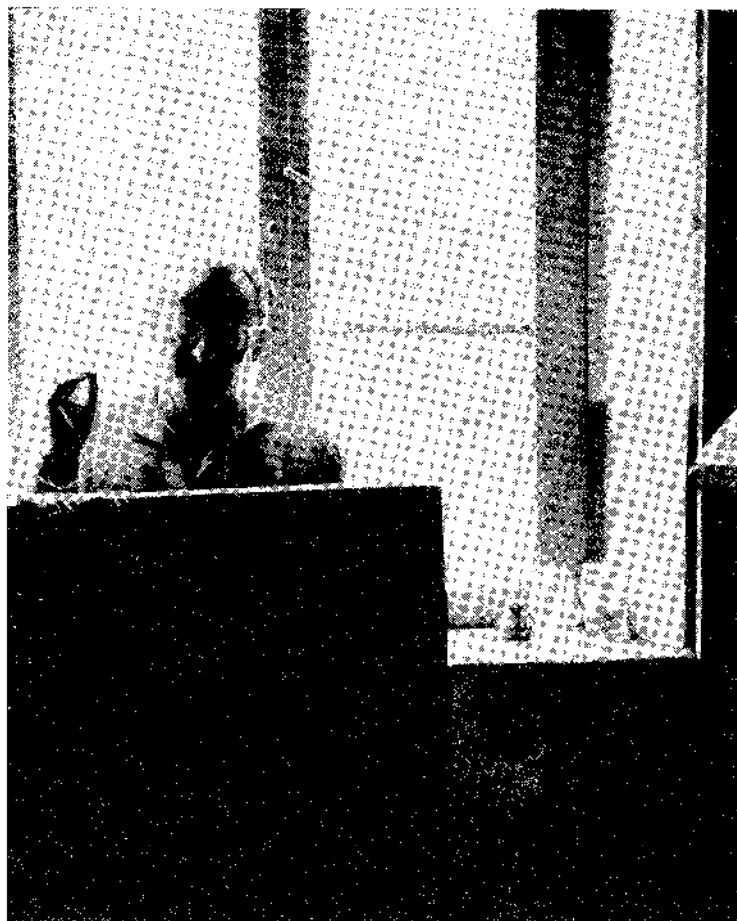
## Dr. Luis Thaler

Soweit wir die Ergebnisse der «Lehramtsprüfungen 1964» überblicken, die allerdings erst 1965 abgenommen worden sind, stellt sich heraus, daß viele Mittelschullehrer gar nicht die Fähigkeit haben, einen «kommissionell» akzeptierbaren Mittelschulunterricht zu leisten.

Sie, verehrter Leser, werden an die vielen Studenten denken, die lehren; nein, die sind hier nicht gemeint. Es sind die jugendlichen oder auch schon im Schuldienst ergrauten (Neo)-Doktoren, die nicht den Nachweis zu erbringen vermögen, an der Universität wissenschaftlich ausreichend belehrt worden zu sein. Es zeigt sich hier wiederum, daß derjenige, der wissenschaftlich forschen gelernt hat, nicht unbedingt viel Wissen haben muß. Das Nurwissen ist aber Gradmesser für den befähigten Professor an unseren Mittelschulen.

Es ist offenkundig, daß von den promovierten Lehrern viele nicht, leider! genug gestapeltes Fächerwissen vorrätig haben, daß sie einen Unterricht wissens-trächtig genug gestalten könnten, daß sie aus ihrem Wissensspeicher die Klasse mit Erfolg bereichern könnten. Aber das ist nun einmal Voraussetzung.

Obendrein wird bei diesen Lehramtsprüfungen, ich nenne sie Wissenstests, nach Wissen in den traditionellen Unterrichtsfächern wie Deutsch, Mathematik usw. gefragt, nicht nach dem, was der Lehrer mindestens ebenso notwendig braucht: pädagogisch-psychologische, didaktisch-methodische Fähigkeiten. Oder will man von einer Unterrichtsstunde, die der Prüfling vor leerer Klasse halten muß, auf die Befähigung eines Menschen zu einer zeitgemäßen Unterrichtsgestaltung schließen? Man stelle sich vor: eine Schulstunde halten vor leeren Bänken!



Ist Schule Autorität und Überlegenheit — oder mehr!

Wenn man das heutige Schulsystem bei uns hier betrachtet — meistens bewertet man ein System nach den Früchten, die es hervorbringt — so zeigt es sich, daß unsere Professoren ein besonderes Geschick haben, in möglichst vielen Schülern die Erkenntnis aufsteigen zu lassen, daß sie die acht Jahre Gymnasium besser nicht gemacht hätten, weil sie gar nicht das Zeug in sich haben, bei der Matura zu bestehen. Vor der Matura sind die Professoren scheint's nicht daraufgekommen! Gleichermaßen erging es jüngst auch vielen sogenannten Professoren der unteren Klassen (nur mit Doktorat, ohne Lehramt und gewonnenem Wettbewerb). Auch sie sind erst durch diese Lehramtsprüfung draufgekommen, daß sie eigentlich gar nicht in die Schule hineingehören, daß sie den falschen Beruf ergriffen haben, und daß es an der Zeit ist, nun doch endlich als «Geflogene» den Beruf zu wechseln. Das ist etwas zu stark ausgedrückt, denn man muß ja nicht sofort die Konsequenzen ziehen, man kann ja noch einmal probieren (Probieren geht über Studieren!). Vielleicht ist er ein oder zwei oder fünf Jahre später ein befähigter Lehrer, wenn er Glück hat, den Wissenstest zu bestehen. Ans Fliegen gewöhnt sich vielleicht der Mensch?! Ja, aber nur vielleicht! Reden Sie einmal mit den gestrandeten Doktoren! Aber da fällt mir wieder etwas ein.

In einer Aufforderung des Schulamtes, an der genannten Prüfung teilzunehmen, sowie in den Verzeichnissen der Prüfungskommission selbst hat man es ganz vorge-

geben, daß alle Anwärter Doktoren sind und ein Recht darauf haben, mit diesem Titel angeschrieben und angesprochen zu werden; oder irre ich mich?

Ich kann Ihnen nicht helfen, aber ein bißchen regt sich in mir immer noch der Autonomist. Und da frage ich mich: Muß man wirklich eine solche Prüfung zu einer nationalen Angelegenheit machen und Professoren von vielen Universitäten und Lehrbefähigte (abilitati) mit und ohne «Stammstanz» aus ganz Italien herbeirufen — die Kosten werden nicht gering sein — um die paar Südtiroler nach ihrem Wissen abzutesten! Hätten das unsere «definitiven oder undefinitiven» Kollegen nicht auch tun können? Ist eine Staatsprüfung etwas so Großes, oder ist die Kraft, das Ansehen unserer älteren Kollegen so gering?

Ich kann Ihnen nicht helfen, aber als Demokrat bedrückt mich diese undemokratische, autoritäre Methode der Lehramtsprüfung. Man wird sagen: Demokrat kannst du werden, wenn du diesen Test bestanden hast. Da kann man nur sagen: Wer geschunden wird oder worden ist, wird weiterschinden. Die Demokratie verlangt die Haltung der Kritik. Wenn schon der Lehrer nicht kritisch d. h. demokratisch sein darf, wie soll er dann junge Menschen zu Demokraten erziehen?

Der Staat erscheint einem bei einer solchen Prüfung als der Allgewaltige, der immer im Recht ist, ganz gleich, ob der einzelne dabei zugrunde geht. Der Staat hat sein System, das dazu da ist, den einzelnen niederzuwalzen, wenn er sich ihm



nicht bedingungslos unterwirft. Nur über dieses System wird man in die Seligkeit des Staatsbeamtentums eingehen, anderen Weg gibt es keinen. Diese Staatsmaschinerie zermalmt alles, was sich ihr nicht fügt! Und trotzdem sollen wir unseren Kindern immer wieder vorsagen, daß wir im freien Westen leben. Wo bleibt da die Freiheit, die Berücksichtigung der Einzelpersönlichkeit, der Eigenstand, wenn das System uniform ist? Nur wer sich uniformieren läßt, verstaatlichen läßt, kann Staatsbeamter werden! Der freie Einzelne nicht.

Ich muß sagen, mich bedrückt das Los der Kollegen, die geflogen sind und noch fliegen, weil ich etwas Mitgefühl im Leibe habe. Ob gescheiterte Existenzen bessere Lehrer sind?

Ich kann Ihnen nicht helfen, aber ich sehe die heutige Schule nicht mehr als Belehrungsstätte, sie muß Lebensschule sein, demokratisch ausgerichtet, nicht diktatorisch, wie die alte Schule es war. In der Diktatur wird mit Angst regiert, wie bis heute viele unserer Schulen. Soll das so weitergehen, sollen wir weiterhin zur Diktatur erziehen?

Ja, wovor Angst? Angst vor dem Wissen, dem Nichtwissen, dem Geprüftwerden, dem Nichtkönnen, dem Versagen, dem Scheitern! Wievielen unserer Jugendlichen, unserer Frauen und Männer, hat man in der Schule das Genick gebrochen, das Genick des Selbstbewußtseins. Daran leiden sie dann ein ganzes Leben. Oder haben Sie festgestellt, daß das Selbstbewußtsein in unserem Lande groß ist?

Ich habe in der Dezembernummer 1964 S. 22 des Fahren den Skolasten (Zeitschrift der Südtiroler Hochschülerchaft) festgestellt, daß von den 777 Studierenden im Studienjahr 1962/63 kaum 1,5%, ganze 10 Kandidaten ihr Studium abgeschlossen haben. Glauben Sie, verehrter Leser, nicht auch, daß das mit der Ausbildung an unseren oberen Mittelschulen zusammenhängt? Nicht jeder trägt den Sprung von der Diktatur in die Freiheit. Viele

straucheln und glauben, es liege alles an ihrer eigenen Schwäche. Stimmt das?

Nicht jeder Hochschüler, sogar die Mehrzahl nicht, das sehen wir an den 28, die im Studienjahr 1962/63 (s. Fahren der Skolast, Jahrg. 9, Nr. 2 und 3), aufgegeben haben, verträgt diesen Wechsel ohne Schaden. Auch für diese habe ich ein bestimmtes Verständnis, weil sie weitgehend nur Opfer eines vorarteten Schulsystems sind. Sie, die alles gegeben hat, was sie geben konnte, unsere Schule, hat es aber vergessen, zu Haltung, zu kritischer Entscheidung, zu Verantwortlichkeit, zur Freiheit zu erziehen. Man knebelt mit Wissenspackungen, mit denen man die Schüler (Studenten) vollstopft, bis sie schwindeln, taumeln und schließlich fallen. Und wer nicht fällt, geht als Vergezwaltigter an die Universität. Er geht aber nicht nur an die Uni oder TH, sondern auch in eine Universitätsstadt. Das macht ihn nun vollends wirr (der Südtiroler Hochschüler hat ja nicht gelernt, selbst zu entscheiden und zu seiner Entscheidung zu stehen, er ist ja nur mit Wissen bepackt worden). Nun beschließt er, stud. phil. zu werden, um nach einigen Semestern wieder zu wechseln; er probiert es bei einer Hochschulverbindung, um dann darüber schimpfen zu können; er probiert es bei einer anderen studentischen Vereinigung, umsonst. Schließlich kommt er darauf, daß der Südtiroler doch ein ganz anderer Mensch ist, ein freierer, ein Individualist, der am liebsten mit seinesgleichen umgeht und sich still eins hinter die Binde gießt.

Hat dann einer doch noch die neue Welt draußen einigermaßen bewältigt, hat er seinen Doktorhut aufgesetzt bekommen und kehrt glücklich in die Heimat zurück, dann ereilt ihn dort das Schicksal, dem er einmal schon, bei der Matura, entronnen ist. Es kommt erneut zu Wissenstests, zu Kategorisierungen, Notisierungen und Punktisierungen, es gibt wieder Flugkandidaten und Kanonen, Gescheiterte und Dumme, nur Menschen gibt es nirgends mehr!

Takt gezeigt. Dieses enorme Taktgefühl hat sich schon während der mündlichen Prüfung wiederholt gezeigt, bei Bemerkungen wie z. B.: «Haben Sie noch nie Galle gespürt», oder «lächerliche Maturafrage», u. a. m.

Ich habe im Laufe dieser Ausführung das Wort Kollege verwendet, ohne vorher die Erlaubnis bei den entsprechenden Damen und Herren eingeholt zu haben. Vor der Lehramtsprüfung glaubte ich, daß Tiroler, die ein Universitätsstudium abgeschlossen haben und denselben Beruf in ein und demselben Lande ausüben, sich als Kollegen ansprechen dürfen; diese Prüfung hat mich jedoch eines Besseren belehrt, denn sonst hätte doch einmal während der ganzen Prüfung das Wort Kollege fallen müssen.

Kurzum die Prüfung war im wahrsten Sinne des Wortes angenehm. Ich habe es jetzt schriftlich, daß ich eine Niete bin. Dieses Ergebnis steht zwar im krassen Widerspruch mit dem Erfolg an der Universität; das ist aber folgendermaßen zu erklären: Mit meiner angeborenen Südtiroler Schlaueit war es für mich leicht, die gutmütigen Wiener Hochschulprofessoren herumzukriegen; die Südtiroler Kollegen jedoch, die haben es sofort erfaßt,

studierenden Volke billig sein, Reiz bleibt Reiz. Das Niveau erreicht allerdings im zweiten Falle ganz beträchtliche Höhen. Wer sich jedoch nicht gerade zu den Liebhabern solcher Galavorstellungen zählen will, möge vor allem die prüfungsnahen Tage meiden, jene Tage, an denen so mancher «Prüfungen gibt» (d. i. in der österreichischen Fachsprache «steigen»), oder an denen über «Appelle» und «libretti» gefachsimpelt wird, wobei allerdings weder «Militaristen» noch «Musikzisten» mitzureden imstande wären. Alte Hasen (für die die Bezeichnung «fuori corso» manchmal glänzenderweise mit «außer Kurs» übersetzt wurde) sprechen auch über ihre «Thesen», doch seien Hegekennner vor unliebsamen Blamagen gewarnt, denn es handelt sich dabei um nichts anderes als um Doktorarbeiten. Schließlich sei noch für Uneingeweihte ein Preisrätsel ausgeschrieben: was sind «Inkarikierte»? Erster Preis ein Wörterbuch. In Italien Studierende sowie Mitglieder der Redaktion sind von der Teilnahme ausgeschlossen.

Um niemanden zu langweilen, sollte man nun zur «Konklusion» gelangen: wer wagt es zu behaupten, für solche und ähnliche Begriffe hätte unsere Sprache keine, oder keine treffenden und gleichwertigen Ausdrücke?

Angesichts von soviel Laxheit und mangelndem Ehrgefühl müßte man eigentlich staunen, wenn nicht alles so furchtbar traurig wäre. Deshalb sei auch denjenigen, die dazu neigen, ihre umfassende Bildung nach dem obigen Muster zur Schau zu stellen, eine kleine allabendliche Gewissenserforschung empfohlen: «Ist das noch deutsch geredet?» (Luther).

Za

## Askese

Am 17. September hielt Landeshauptmann Dr. Magnago vor den Teilnehmern der Meraner Hochschulwochen seinen «Rechenschaftsbericht», wie dieser Vortrag von Hochschulwochen-Direktor Prof. Thurnher bezeichnet wurde.

Nach einem geschichtlichen Abriss der Entwicklung des Südtirolproblems kam der Landeschef auch auf die heutige politische Lage in Südtirol zu sprechen. In diesem Zusammenhang gebrauchte Dr. Magnago ein Argument, das man aus seinem Munde schon öfters gehört hat. Es handelt sich um den Wohlstand, der nach der Meinung des Politikers eine Gefahr für unser Volk bedeutet. Diese Gefahr sei im Zeitalter des Materialismus besonders gravierend.

Wohlstand mache fett, man vergesse dabei die besonderen Probleme unserer Heimat. Das Volksbewußtsein schwinde.

Da helfe nur eines: Askese. Wir müßten uns des Zuvielen enthalten, keinesfalls könnten wir uns erlauben, was sich andere gestatten...

Man muß dem Landeshauptmann dankbar sein. Bisher mußte man nur zusehen, wenn Freunde oder Bekannte das Land verließen, um irgendwo anders eine Existenz zu gründen oder eine bessere Stelle anzutreten. Man wußte keine Argumente dagegen, mußte ihnen im stillen recht geben.

Jetzt ist das anders. Wir können ihnen zurufen: «Ihr müßt dableiben, denn der Landeshauptmann hat gesagt, wir müssen Askese üben!» Ob sie das zurückhalten wird?

Wir, die Askese-Treibenden, werden gemeinsam mit einemerbissenen Lächeln zusehen, wie elegante italienische und ausländische Wagen unsere schönen Straßen bevölkern, wie sie eine Autobahn

## Dr. Josef Thomaser

Es sollte im Laufe einer schriftlichen und mündlichen Prüfung festgestellt werden, ob der Kandidat xy tauglich ist für den Mathematik - Naturkundeunterricht in der Einheitsmittelschule. Der Kandidat xy — er schämt sich dessen sehr — ist für gänzlich untauglich erkannt worden, dabei muß betont werden, daß sich die geschätzten Kollegen der betreffenden Prüfungskommission das Urteil reiflichst überlegt haben, denn sonst könnte man es sich nicht erklären, daß vier Tage und Nächte vergingen, bis man sich einig war, ob tauglich oder nicht. In dieser Beziehung muß ich die Prüfungskommissionen anderer Fachgruppen «tadeln», die völlig überstürzt dem Kandidaten sofort mitteilten, ob er als tauglich erkannt wurde oder nicht. Es kann aber auch sein, daß nur die geschätzten Kollegen unserer Prüfungskommission so rücksichtsvoll waren und den Kandidaten 4x24 Stunden lang vor dem vernichtenden Urteil: hincingelegt, verschonten.

Ebenfalls hoch anzurechnen ist es den geschätzten Kollegen, daß sie uns Niete nicht mitgeteilt haben — wie es in anderen Kommissionen vorgekommen sein soll. — Herr xy, Sie haben 44½ Punkte (NB: 45 Punkte genügen!), man hat eben gerade in unserer Fachgruppe sehr viel

bauen, Fernschöpffänger und Kühlschränke einkaufen.

Nur etwas müßte dann noch geschehen, um diese Gemeinschaft der Enthaltamen vollständig zu machen: die traditionell begüterten Südtiroler müßten ihren Reichtum den unterentwickelten Ländern zur Verfügung stellen und die Abgeordneten und öffentlichen Mandatäre auf den größten Teil ihres Gehaltes verzichten.

st

## Der Skolast geht hamstern

Es ist wieder einmal Zeit, unsere Kolleginnen und Kollegen auf ein interessantes Ereignis aufmerksam zu machen. Das Ereignis besteht darin, daß sich nichts ereignete.

Laßt mich jetzt schnell beweisen, daß ich Euch mit diesen Feststellungen keineswegs hineinlegen wollte.

Kürzlich kam ich von einer Reise nach Hause. Schnell wandelte ich, wie es einem Pressereferenten geziemt, zu unserem Sekretariat in der Dr.-Streiter-Gasse. Ich wollte nachsehen, was es Neues gäbe.

Da ereignete sich eben das Unerwartete, mir unmöglich Scheinende.

Nichts war da, kein neuer Beitrag, keine Zuschrift, kein Leserbrief. Wir hatten in den letzten Nummern Diskussionsstoff geboten, um Leserbriefe ersucht, ich war zwei Monate abwesend gewesen — und nichts. Mir fiel ein, daß wir schon vor drei Monaten einen Artikel- und Fotowettbewerb ausgeschrieben hatten — auch hier kein Lebenszeichen!

Ein bemerkenswertes Ereignis! Es wäre bestimmt ein kleineres Ereignis gewesen, wenn sich tatsächlich etwas ereignet hätte.

Zuerst fiel mir die Geschichte von Noah ein. Auch er hatte schon öfters die Tauben ausgesandt, damit sie ihm etwas vom Lande brächten. Endlich hatte ihm eine Taube ein Zweiglein gebracht. Auch wir hatten Fenster und Türen offen gelassen, damit etwas heringeflogen käme. Noah war aber erfolgreicher als wir.

Im Winter hatte man uns gesagt, daß man studieren müsse, daß man Prüfungen habe, etwas schreiben wolle, sobald man frei und in Ferien sei. Jetzt mußten wir aber einsehen, daß man sich ausrasten, die Ferien genießen muß; im Winter wird es dann eher gehen.

1000 Hochschüler stand in der Statistik angezeigt. Ich hatte mir ausgemalt, wie ich im Fauteuil sitzen und bequem den Haufen Beiträge sichten, ordnen und lesen würde. Das Beste wollte ich dann auswählen und ordentliche Nummern herzustellen. Das habe ich auch einem ehemaligen Pressereferenten erzählt.

Dor aber hatte gelächelt und mir einen praktischen Rat gegeben. An diesen Rat erinnerte ich mich jetzt.

Ich nahm meine Tasche und ging hinaus, zu meinen Freunden, den alten Skolastenschreibern, um ein paar Artikel zu erhamstern.

st

daß ich ein Lumpazi bin und daß ich sie hineinlegen will, deshalb haben sie den Spieß umgedreht und mich hineingelegt (das Wort hineinlegen ist übrigens das beliebteste und gebräuchteste vom Wortschatz der geschätzten Kollegen).

## Dr. Gerhard Riedmann

Es ist wohl nicht möglich, über die ersten Lehramtsprüfungen in deutscher Sprache, die im Frühjahr 1965 in Bozen stattfanden, ein durchwegs verbindliches Urteil zu fällen. Dies hat zwei Gründe: erstens nicht, weil man selbst daran teilgenommen hat, dann auch, weil noch irgendwelche Vergleichsmöglichkeiten mit solchen Examina vor anderen Kommissionen und zu anderen Zeitpunkten ganz ausstehen.

Ich kann auch keinen Überblick über den Verlauf und den Ausgang geben, da so etwas nicht ohne weiteres das Werk eines Einzelnen sein darf.

Meine Bemerkungen beziehen sich im Besonderen auf die Staatsprüfung der Philologen, nur am Rande oder dort, wo Gängiges gesagt wird, auf die Examina im allgemeinen.

Lehramtsprüfungen sind gewöhnlich recht problematisch, schon deswegen, weil sie in der Form, in der sie abgehalten werden, des Einzelnen Leistungsvermögen im Unterricht und den Bildungsgrad allzu flüchtig und vielfach zufällig feststellen müssen. In Südtirol mehrten sich die inneren Schwierigkeiten auch noch deswegen, weil viele Kandidaten im Ausland studiert hatten und sich einem eher ungewohnten Prüfungssystem stellen mußten. Hinzu kam noch, daß eine ganze Reihe von Kollegen ihr Universitätsstudium seit Jahren abgeschlossen hatte. Nicht minder schwer wurden alle Lehrer vom Umstand getroffen, daß sie eine Zeitlang zwei Herren dienten, gewiß gegen ihren Willen: sie hatten den Un-

terricht ungekürzt und gewissenhaft zu bestreiten, sie hatten sich intensiv auf die Prüfungen vorzubereiten. Diese Doppelbelastung konnte wohl niemand von sich schütteln: sie liegt eben im System begründet.

Man vertritt allgemein die Ansicht, letzten Endes hänge vom Hausverstand der Prüfer ab, ob das System nur Normen allgemeiner Art verbindlich anzubieten in der Lage ist oder ob dasselbe System die Richter in der Hand hat. Von der Philologischen Kommission kann man ohne schmeichelnde Übertreibung sagen, sie habe das System mit Sinn und Vernunft gehandhabt. Man muß allerdings auch zugeben, daß an den schriftlichen Arbeiten bereits Kollegen scheiterten, von denen man sich's nicht erwartet hatte. Man weiß nicht, nach welchen Gesichtspunkten die Philologische Kommission die Themen beurteilte, deswegen kann man sich grundsätzlich darüber nicht äußern. Eines steht jedoch fest: Wer zur mündlichen Prüfung zugelassen worden war und die Sache nicht auf die leichte Schulter genommen hatte, kam durch; noch mehr: in der mittleren Phase der Examina wußte man bereits, daß der Kommission daran gelegen war, es den Kandidaten nicht allzu schwer zu machen.

Alles in allem: die Philologische Kommission hinterließ den Eindruck, ernsthaft und besonnen, jedem eine Chance geben zu wollen. Sie schien auch zu wissen, welche Verantwortung sie trug. Daran handelte sie, soweit mir zu erkennen gegeben war.

### Fortsetzung von Seite 7

schon Beleuchtung; in: Thomistische Studien, Bd. II, Freiburg/U. 1944.

<sup>1</sup> Radbruch, Gustav: Über die Methode der Rechtsvergleichung; in: Mschrift. f. Kriminalpsychologie und Strafrechts-Recht, Bd. II, S. 423. — Vgl. auch Radbruch: Einführung in die Rechtswissenschaft, 10. Aufl., Stuttgart 1961. — Vgl. ferner: Bergbohm, Karl: Das Naturrecht der Gegenwart; Leipzig 1892. — Belling, Ernst: Strafrechtsreform und richtiges Recht, in: Zsfr. W. Bd. 26, S. 693 ff., S. 694: »Aus der Empirie führt kein Sieg hinüber in das Reich des Imperativs«. — Kelsen, Hans: Hauptprobleme der Staatsrechtslehre; Tübingen 1914, S. 70: »Das Sollen ist wie das Sein eine letzte, nicht weiter ableitbare Kategorie«. — Aertmann, Franz: Das Verhältnis von Sein und Sollen als ein Grundproblem des Rechts; Winterthur 1955. — Loh, Josef: Naturrecht und ganzheitliche Philosophie; Wien 1962, S. 12 ff.

<sup>2</sup> So etwa Marcic, René: Vom Gesetzesstaat zum Richterstaat; Wien 1957, S. 145: »Wenn man zum Beispiel aufmerksam Kelsen liest, dann wird man oft und oft unsicher: ... denkt nicht dieser große Jurist ... auch präpositiv?« Vgl. Verdross, Alfred: Abendländische Rechtsphilosophie (= Rechts- und Staatswissenschaften 16, Wien 1958, S. 222 ff.

<sup>3</sup> Kelsen: Die Idee des Naturrechts, a. a. O., S. 78. — Vgl. hierzu die Kritik Erich Kaufmanns (Rechtsidee und Recht, Göttingen 1960): Kelsens »Oberbegriff des Rechts«, der »keinerlei materielle Bedeutung« habe, könne sich allein nicht genügen. Dann das reine Sollen als solches habe »weder eine räumliche, noch eine soziologisch-organisatorische Beziehung«. Da im Begriff des reinen Sollens »nichts vom wirklichen Geltung« liege, könne sich das System Kelsens allein niemals als System einer »wirksamen Ordnung« erweisen. (193 ff.)

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die ganz auf dieser Voraussetzung beruhenden Thesen der sogenannten »Rechtsontologie«: Maihofer, Werner: Recht und Sein; Habilitationsschrift 1954: Auf den ontologischen Gedanken Martin

Heideggers und Karl Jaspers' aufbauend, betrachtet Maihofer den Menschen als »Adressaten« eines Sollens, das, weil es eben dem Menschen »wesenhaft eigen« ist, wie dieser »im Sein wurzeln« müsse (S. 37 ff.). Der Mensch ist zum Sein hin »offen«, empfängt dessen »Anruf«. — Auch René Marcic spricht dieser »existenzialen Rechtsphilosophie« das Wort (a. a. O., S. 110 ff.), wobei das »lapidare offene Denken«, das »dem Recht gemäh« sei als jegliches »Systemdenken«, religiöse Züge annimmt: »Wir müssen ausharren in der Mühsal und in demütiger Stellung verharren. Vielleicht fällt dann einmal — als Belohnung — der Strahl des Lichtes auf uns« (S. 112). »Die Ergebnisse, die der Gedankengang zeitigt«, kommen »auf den, der dankt, zu« (Sebbs).

<sup>5</sup> S. s. Rundfunkansprache Papsi Pius' XII vom 24. Dezember 1942: Das »Ziel allen gesellschaftlichen Lebens« ist die »Entfaltung der Persönlichkeitswerte des Menschen als des Ebenbildes Gottes«. Dabei aber könnten sich angesichts »neuer Verhältnisse« die »Formen« der naturrechtlichen Postulate ändern.

<sup>6</sup> etwa René Marcic in den »Berichten und Informationen« v. 21. Dez. 1951, 6. Jahrg./Heft 283, S. 5 ff.: »Überwindung des Rechtspositivismus«, und in vielen anderen Publikationen. Vgl. die treffenden Entgegnungen Ernst Topitschs im »Forum«, Nr. 94, Oktober 1961, S. 358 ff.: »Kelsen und die Ideologien«.

<sup>7</sup> s. Kelsen: Reine Rechtslehre, 2. Aufl., Wien 1960, S. 41 ff.

<sup>8</sup> Kelsen: Die Idee des Naturrechts, a. a. O., S. 87 ff.

<sup>9</sup> Kelsen: Die Idee des Naturrechts, a. a. O., S. 105 f.

<sup>10</sup> Verdross, Alfred: Abendländische Rechtsphilosophie (Rechts- und Staatswissensch. 16), Wien 1958, S. 222.

<sup>11</sup> Marcic, René: Vom Gesetzesstaat zum Richterstaat, a. a. O., S. 146.

## INTERVIEW MIT DR. MAGNAGO

### Zum Thema Stipendien

Im Interview mit Landeshauptmann Dr. Magnago wurde die Frage der Erhöhung der Landesstipendien für Hochschüler erörtert. Die Notwendigkeit einer Erhöhung derselben bezweifelte Dr. Magnago: er wies darauf hin, daß sowohl in Österreich als auch in Italien bereits hinreichend für «fleißig» Studierende gesorgt würde.

Was Italien betrifft, berief sich Dr. Magnago auf das Gesetz von 1963, mit dem ein Staatsstipendium («assegno studio») in Höhe von L. 360.000 geschaffen wurde. Das Gesetz hätte, wie im Interview auch betont wurde, den Zweck gehabt, allen (!) bedürftigen und ernsthaften Studenten Italiens die zum Studium nötigen Mittel zu verschaffen. Laut Gesetz hätten 17 Prozent aller Studierenden bedacht werden sollen - eine gewiß großzügige Regelung. Selbst die nötigen Mittel hatte man schon im Budget vorgesehen.

Soweit die Theorie. In der praktischen Anwendung des obengenannten Gesetzes ergaben sich jedoch Schwierigkeiten. Die im Gesetz angedeuteten Kriterien zur Ermittlung der Würdigkeit, vor allem was den Studienerfolg betrifft, erwiesen sich als äußerst unglücklich formuliert. In den zwei Jahren seit Inkrafttreten des Gesetzes ergingen in kurzen Abständen regelmäßig Durchführungsbestimmungen, mit denen man diese Kriterien zu biegen und zu drehen suchte. Umsonst. Die Erreichung des geforderten Notendurchschnittes wird nach wie vor nur in Ausnahmefällen möglich. Durchschnittsstudenten, mögen sie noch so fleißig sein, und für solche wäre das Stipendium doch bestimmt gewesen, erreichen die erforderliche Notenhöhe nicht einmal annähernd.

Die Statistiken beweisen das sehr eindringlich. Anstatt der vorgesehenen 17% haben in den vergangenen Jahren knapp 6% die geforderten Bedingungen erfüllen können. Dafür stauen sich auf den Konten der einzelnen Universitäten die vom Staat überwiesenen, ihrer Bestimmung jedoch nicht zugeführten überflüssigen Millionen. Im kommenden Jahr geht der «assegno» bereits ins vierte Lebensjahr. Vielleicht wird man ein neues Durchführungsdekret testen. Die am Versuch Interessierten jedenfalls bleiben skeptisch.

Noch schlimmer wird die geschilderte Lage dadurch, daß ein Student im ersten Studienjahr zwar noch gewisse Aussichten hat, ein Gesuch mit Erfolg einzureichen, daß diese Aussichten jedoch im zweiten und in den folgenden Studienjahren, immer laut Statistik, radikal sinken. So beginnen viele auf Staatskosten ihr Studium, bis sie sich dann spätestens im zweiten oder dritten Jahr in der Sackgasse befinden. Gerade in solchen Fällen hätte ein Landesstipendium große Wichtigkeit. Zudem wird den soeben geschilderten Ablauf der Dinge vor allem die Zukunft besätigen, da das zweite oder dritte «kritische» Jahr, wo es auszustiegen gilt, für die meisten Kollegen (wegen der Jugend des «assegno») erst anrückt.

Wenn Dr. Magnago sagt, er kenne für die letzten Jahre keinen Fall, in dem jemand, der seine Aufgaben ernst genommen hat, sein Studium hätte unterbrechen müssen, so muß man fürchten, daß die Zukunft, nach der soeben gestellten Prognose, Änderungen bringen wird.

Ich möchte also die unter den «Interessenten» herrschende öffentliche Meinung zum genannten Fragepunkt darlegen. Wir sind mit Dr. Magnago der Ansicht, daß

nicht sosehr eine Vermehrung der Anzahl der vom Land für Italien ausgeworfenen Stipendien als vielmehr eine Erhöhung derselben dringend ist. Ein Landesstipendium könnte in wirklichen Härtefällen Studienunterbrechungen, wenn nicht Schlimmeres, vermeiden helfen.

Dazu müßten allerdings die bisher festgesetzten 30 Stipendien auf mindestens 250.000 L. erhöht werden. Eine halbe Hilfe, wie es die bisherige gewesen ist, kommt nämlich in vielen Fällen einer Nicht-Hilfe gleich, fällt doch für in Italien Studierende ein Sommerposten von vornherein aus.

Heinz Zanon

### Militärpflicht

Im Interview mit Dr. Magnago, das im Skolast Nr. 2, 1965, abgedruckt worden ist, wurde die Frage der militärpflichtigen Studenten nur sehr kurz gestreift. Da diese Frage nicht gelöst ist und die Bestimmungen, wie sie zur Zeit sind, sich sehr ungünstig auswirken, soll hier diese Frage erneut aufgeworfen werden, um ihre Bedeutung zu zeigen und um die zuständigen Vertreter der Südt. Hochschülerschaft anzusprechen, daß sie sich um eine bessere Lösung dieser Frage bemühen.

Die im Ausland studierenden, militärpflichtigen Kollegen erhalten den Reisepaß nur für das Studienland. Eine Rückreise nach Südtirol wird nur drei Mal im Jahr befristet gestattet. Denjenigen Kollegen, die im Ausland studieren und an einer Dissertation über Südtirol arbeiten, ist es damit versagt, für längere Zeit in den Südtiroler Archiven zu arbeiten.

Es gibt aber außer den drei erlaubten Möglichkeiten, nach Hause zu fahren, noch Fälle, die mehr oder weniger Grund zu einer Fahrt nach Hause bieten; dazu gibt es keine Erlaubnis. Für jede Fahrt nach Hause muß beim Konsulat um eine Genehmigung angesucht werden. Wer das unterläßt, wird am Grenzübergang von der Polizei gefaßt und sofort in die Kaserne befördert. Für 15 Monate muß er nun sein Studium unterbrechen, obwohl er für 6 Jahre Aufschub des Militärdienstes erhalten hat. Ebenso ergeht es all jenen, die öfter als dreimal im Jahr nach Hause fahren.

Daß solche Bestimmungen den Fortgang des Studiums und die notwendige Bewegungsfreiheit der Studenten sehr beeinträchtigen ist klar; darum möchte ich --- und ich glaube das mit der Zustimmung aller militärpflichtigen Studenten zu tun --- die Vertreter der Südtiroler Hochschülerschaft auffordern, zur Erleichterung dieser Frage etwas zu unternehmen.

Josef Nössing, Innsbruck

## UNIVERSITÄT BOZEN

### Vorsicht geboten

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die jüngste politische Entwicklung wieder von Europa weg und zurück zum Nationalstaat führen könnte. Siche die Sonderstellung Frankreichs und den nicht ganz sicheren Aufbau des italienischen Staates in seiner jetzigen Gestalt.

Ungefähr zwei Drittel unserer Hochschüler werden augenblicklich im Ausland ausgebildet. Eine mögliche zukünftige Anerkennungssperre könnte für uns einen ähnlichen Bildungsstillstand zur Folge haben, wie der, den die rein italienischen Schulen der zwanziger und dreißiger Jahre bedingt haben, und den wir erst in einigen Jahren überwinden haben werden. Die Vorsicht scheint also zu gebieten, eine für uns annehmbare deutsch- oder gemischtsprachige Hochschule im Inland zur Verfügung zu haben.

Dagegen läßt sich einwenden, daß das ein weiterer Schritt zur Spaltung der kulturellen Einheit Tirols wäre. Es gilt hier, das Für und Wider abzuwägen. Es ist dabei aber auch zu bedenken, daß wir Tiroler, bewußt oder unbewußt, ein Jahrhundert oder Jahrtausende altes gemeinsames Blut- und Kulturerbgut haben, das nicht in Jahrzehnten und nicht so leicht in Jahrhunderten ausgelöscht werden kann. Wir sind nicht durch unseren oder unserer Väter Willen Italiener geworden. Die Umstände waren mächtiger als ihr Wille und ihre Opfer. Diese Umstände bedingen zwangsläufig eine Annäherung Südtirols an den italienischen Lebens- und Kulturkreis. Das muß nicht unbedingt zum Schaden sein. Wir können und sollen es für uns und für ganz Tirol zum Nutzen werden lassen. Menschen brauchen gegenseitige Verbindung und nicht scharfe Trennungen, die nicht möglich sind, weil das, was alle Menschen verbindet, weit stärker ist als das, was sie unterscheidet. Unsere Stellung ermöglicht es uns, tätiges Bindeglied zu sein.

Die oben erwähnten Gedanken dürften wohl für ein langsichtiges Ja oder Nein entscheidend sein. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß das Italienische für uns Bereicherung und nicht Entwurzelung sein soll.

Zunächst ist zu bedenken, daß es wohl kaum gleichzeitig eine Universität in Bozen und Trient geben kann. Trient hat aber auch schon Anfänge gemacht. Wenn sich «unsere» Universität in Bozen befindet, haben wir mehr Einfluß, sei es bei der Gründung als auch später. Ferner sind wir stärker, solange die EWG noch besteht. Die Zeit zum Überlegen könnte kürzer sein als man es sich vorstellt.

Unsere jetzige Stellung wird dadurch geschwächt, daß wir jährlich noch viel zu wenig reife Oberschüler haben, um maßgebend oder wenigstens unserer tatsächlichen Stärke entsprechend, ins Gewicht zu fallen. Freilich dürfte sich das in fünf Jahren geändert haben. Die Universität sollte also so sein, daß sie auch für Nordtiroler, mit denen wir ja verbunden sind und bleiben wollen, österreichischer und Deutsche etwas bietet, denn die sollen uns ja am Anfang vor Überschwemmung bewahren. Mit unserem Anteil an Hochschuldozenten, auf den wir ja auch schauen müssen, sieht es genau so oder noch schlechter aus, und hier gelten ähnliche Überlegungen. Eine allfäll-

Fortsetzung Seite 18

# SÜDTIROLER SPÄTGOTIK IN OSTTIROL UND KÄRNTEN

Klara Maria Veider  
(Innsbruck-Lienz)

Mit zu den schönsten Erinnerungen an Südtirol zählt für mich die Kirche von Niederlana mit ihrem himmelstrebenden, vom schimmernden Licht eines Regennachmittages geheimnisvoll umflossenen Schnitzaltar. Oder es ist ein Umgang im stillen Gviert des Brixner Domkreuzgangs. Von den feierlich-schönen Wänden und Gewölben geht der Blick ganz selbstverständlich hinaus in den kleinen Garten, in dem die Vögel singen. Dann wieder kommt mir der Abendweg zu einer schlichten Pustertaler Dorfkirche in den Sinn, wo im letzten Sonnenlicht ein gemalter Flügelaltar erwacht. Dieser Schatz von Erinnerungen ließ mich in der engeren Heimat nach Werken derselben Meister suchen und da führten die Spuren sogar noch ein Stück darüber hinaus. Es ist ja nicht zu vergessen, daß Kärnten im 15. Jh. durch seine Beziehungen zur Herrschaft Lienz auch in die kulturelle Verbundenheit hineingenommen war.

Nach längerer Überlegung entschied ich mich, die Meister und Schulen nach ihrem künstlerischen Rang vorzuführen, da sonst wegen örtlicher und chronologischer Überschneidungen die Ordnung doch zu arg litte. Eine Zeittafel der angeführten Werke füge ich bei und bitte im übrigen die Leser um einige, unvermeidbare, geographische Sprünge.

Zu Beginn seien zwei Baumeister aus dem Südtiroler Raum genannt: Hans Huber kam aus dem Etschland und ist von 1481-88 als «werkmaister» in Sigmundskron belegt. Er gab der Pfarrkirche St. Andreas in Lienz ihre heutige Gestalt, die in manchen Teilen dem erhalten gebliebenen Mauerwerk der früheren romanischen Kirche folgt. Das Gotteshaus wurde 1457 geweiht. Als Besonderheit sei noch erwähnt, daß St. Andreas die eine der zwei gotischen Basiliken Tirols ist. Im Jahre 1483 entstand unter der Leitung Hans Hubers die Kirche von Heiligenblut in Kärnten. Viele Jahrzehnte später, um 1530, begegnet uns wieder ein Südtiroler als Baumeister: es ist Bartilmä Viertaller aus Innichen. Das Gewölbe der von ihm errichteten Filialkirche in Laas in Kärnten ist ein besonders schönes Werk.

Von der Baukunst wenden wir uns der Innenausstattung der Kirchen zu. Während sonst die gotische Wandmalerei sehr bald der Tafelmalerei wich, halten sich in Tirol und Kärnten beide Formen ungefähr das Gleichgewicht. Mit Jakob Sunter, bekannt auch als Meister Leonhard, bleiben wir zunächst im Osttiroler Pustertal. Alle von ihm gemalten Fresken stammen aus der Zeit von 1458-60 und zeigen schon den spätgotischen Knitterstil. Von der Ausgestaltung der Kapelle der heute ganz verfallenen Burg Heimfels ober Panzendorf sind drei Fresken in das Museum Schloß Bruck nach Lienz gebracht worden. Das Mittelstück zeigt Christus in der Mandorla, rechts die Heiligen Laurentius und Johannes d. T., links Magdalena und Leonhard. Östlich von Panzendorf liegt Strassen. In der Kirche zum hl. Jakob sind die Wände bis in die Schildbogen hinauf bemalt mit Bildern aus der Kindheit und Passion Christi, der Triumphbogen ist geschmückt und im Gewölbe erscheint Christus als Welten-



Simon von Taisfen: Die vierzehn Nothelfer (Teilsansicht)

richter mit Aposteln und Heiligen. Auch in Abfaltern finden wir Werke aus der Hand Meister Leonhards: in der Friedhofskapelle eine Kreuzigung und an der äußeren Südwand der Kirche einen hl. Christophorus.

Aus der sogenannten Brixner Schule stammt der schon um 1430 entstandene Passionsaltar in der Kirche St. Korbinian bei Thal. Im Mittelbild ist die Kreuzigung dargestellt, die Flügelbilder zeigen andere Szenen aus der Passion. Ein dreieckiger Aufsatz trägt, leider etwas verblaßt, das Bild der Hl. Dreifaltigkeit. Die Figuren sind noch auf Silbergrund gemalt. Ein Zeugnis der Brixner Malerei um 1505 ist die Ausgestaltung der Kapelle von Schloß Stein bei Oberdrauburg in Kärnten.

Von Kärnten geht es nun wieder zurück nach Osttirol, um die Werke Simon Marenkls von Taisfen kennenzulernen. In Obertilliach bei Sillian hat er die Nikolauskapelle mit Gemälden geschmückt, darunter sind eine Kreuzigung und ein Dreifaltigkeitsbild mit 1485 und 1495 zu datieren. Eines seiner umfassendsten Werke birgt die Wallfahrtskirche Obermauern bei Virgen im Iseltal. Wände und Chor sind mit Szenen aus dem Leben und Leiden Jesu bemalt. Entstanden sind diese Fresken um 1500. Obwohl etwas früher beendet, nämlich um 1495,

zeigt die Ausgestaltung der Schloßkapelle von Bruck am Ausgang des Iseltales ein höheres künstlerisches Format. In die ursprünglich romanische Kapelle wurde ein Kreuzrippengewölbe eingezogen, auf das Simon von Taisfen die vier Evangelisten und Kirchenväter malte. Das Doppelgeschoss blieb erhalten und bot reichlich Raum für malerischen Schmuck. In der oberen Apsis sehen wir eine Verkündigung und Passionsszene, während die untere Apsis die Reihe der 14 Nothelfer zeigt. An der oberen Nordwand knien die Stifter, Leonhard von Görz und Paola von Gonzaga, zu Füßen der Schutzmantelmadonna. Die untere Wand ist mit Bildern aus dem Marienleben geschmückt. Die Malerei Simons reicht an der Südwand bis zu dem romanischen Fenster. Der Gnadenstuhl der Concha über der Apsis ist nicht von Simon und auch die Figuren links des Fensters in der Südwand sind spätere Ausführungen. Die bis heute unveränderte Leuchtkraft der Farben beweist die großartige Maltechnik des Künstlers. Zur Zeit beherbergt das Museum auch zwei kleine Flügelaltäre aus der Hand Simons. Nicht ganz sicher zu ermitteln ist der Meister der um 1500 anzusetzenden Marienkrönung über dem Hochaltar der Franziskanerkirche in Lienz, aber sie könnte Simon leicht zugewiesen werden.

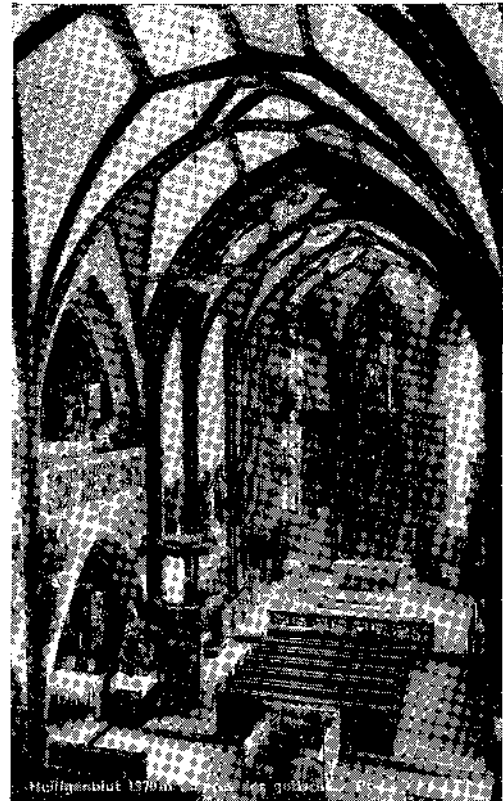
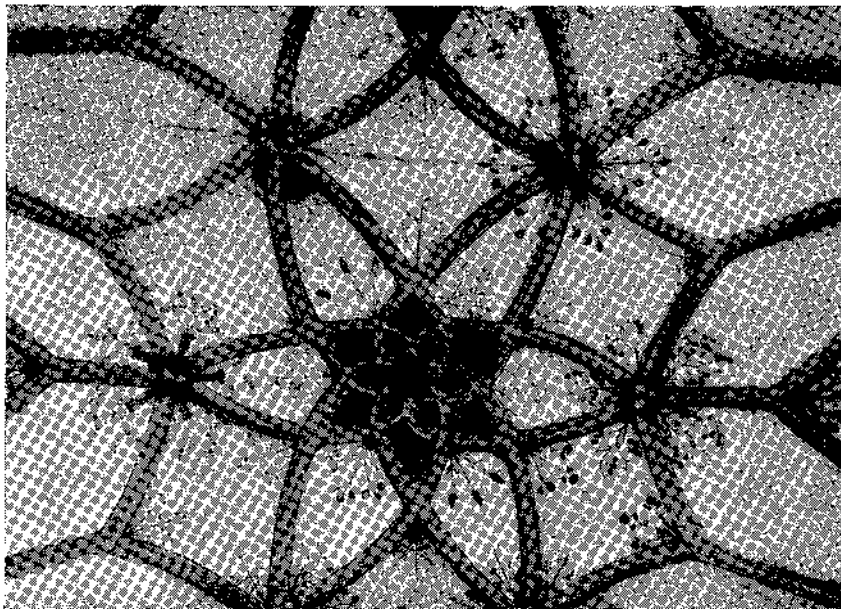
Als bedeutendste Künstler seien zuletzt Friedrich und Michael Pacher genannt. Diese Meister und ihre Schüler haben Werke der Wand- und Tafelmalerei und der Schnitzkunst in Osttirol und Kärnten hinterlassen. Der reichste Wand- und Gewölbescmuck ziert die Kirche von St. Paul in Spanheim im Lavantal. Während die Seitenschiffe von Friedrich Pacher gemalt wurden, sind einige Figuren im Hauptschiff sicher dem berühmteren Michael zuzuweisen. Fertiggestellt war das Werk um 1470.

Aus der Schule Friedrich Pachers ist der malerische Schmuck an Netzgewölbe und Schlußsteinen der Kirche St. Korbinian bei Thal hervorgegangen. Drei dort aufgestellte gemalte Flügelaltären sind aus derselben Schule. Der Altar des hl. Korbinian dürfte um 1480 entstanden sein. Noch älter ist die Predella mit Darstellungen aus der Legende des Heiligen, die von Friedrich Pacher selber gemalt wurde. Der Magdalenenaltar trägt die Jahreszahl 1498. Das Mittelbild und die Flügel zeigen Szenen aus dem Leben der hl. Magdalena.

Zu Ende des 15. Jh. muß der Altar der hl. Justina entstanden sein. Er befindet sich in der gleichnamigen Kirche im Kristeiner Tal. Die ursprüngliche Ausstattung des Altars ist leider nicht mehr erhalten. Als alt anzusehen sind die Bildtafeln mit den Heiligen Helena und Laurentius.

Das schönste Werk aus der Pacherschule begegnet uns in der schon genannten Kirche von Heiligenblut. Als Entstehungszeit ist das ausgehende 15. Jh. anzusehen. Der hohe Schnitzaltar gemahnt an St. Wolfgang. Sogar die Darstellungen an den inneren Flügeln sind in Reliefarbeit gehalten. In wunderbarer Harmonie steigt das Gesprenge in das Licht des mittleren Chorfensters. Der größte Schatz ist jedoch die von Michael Pacher selbst geschnitzte Madonna.

Das herrliche Netzgewölbe von Bartlmä Viertaller



Gewölbe von Hans Huber um 1483

## Zeittafel

- 1430 — Passionsaltar in Thal, Brixner Schule
- 1457 — Fertigstellung der Pfarrkirche St. Andreas in Lienz, Hans Huber
- 1458-60 — Fresken in Heinfels (Schloß Bruck)  
St. Jakob in Strassen  
Abfaltern  
- Jakob Sunter, Meister Leonhard
- 1468 — Malerei in St. Korbinian in Thal, Pacher Schule
- 1470 — Malerei in St. Paul in Spanheim, Friedrich und Michael Pacher
- 1480 — Korbiniansaltar in Thal, Pacher Schule, Friedrich Pacher
- 1483 — Bau der Kirche von Heiligenblut i. K., Hans Huber
- 1485 — Kreuzigungsbild in Obertilliach
- 1495 — Dreifaltigkeitsbild in Obertilliach von Simon von Taisten  
Kapelle in Schloß Bruck in Lienz
- 1498 — Magdalenenaltar in Thal, Pacher Schule
- Ende des 15. Jh. — Justinaaltar in Sankt Justina ober Mittewald, Pacher Schule  
Schnitzaltar von Heiligenblut, Pacher Schule, M. Pacher
- 1500 — Chorfreske in der Franziskanerkirche in Lienz, Simon v. Taisten?
- 1505 — Fresken in der Schloßkapelle von Stein bei Oberdrauburg, Brixner Schule
- 1530 — Bau der Filialkirche in Laas im Gailtal, Ktn., Bartlmä Viertaller

... aus jener hölle eröffnet von einer inschritt  
in weiß: »nur arbeit macht frei«  
stieg ohne ende der rauch  
von tausend frauen im morgen wie hunde  
aus den hütten getrieben gegen die mauer  
als zielscheiben, oder ringenden munds  
barmherzigkeit schreiend dem wasser  
skelette unter den gasduschen...

Salvatore Quasimodo

Nein, man kann Leiden nicht summieren; nicht ein Schicksal multiplizieren mit Millionen.

Genocid. In der kalten Sprache der Richter. Als könnte man das Grauenvolle verbergen hinter dem einen Wort. Als könnte man sagen, Volk, und tun als sei das nur ein Mensch.

Oft scheint, es berührt uns nicht. Es ist zu groß, wir können es nicht fassen. Ungeheuer Mensch. Doch ahnen, sie lebten, liebten Leben. Und blieben stumm. Scht sie schreien die Stummen, scht sie anklagen die Stummen, den Blick auf uns gerichtet!

Wir rufen zurück Vergessen, zeigen auf Bücher des Rechts: Jetzt sind zwanzig Jahre vorbei. (Wir nennen es Recht.) Sagen, es war Krieg. Rühmen uns, wir waren die Tapferen in diesem Krieg, haben gekämpft, nicht an uns gedacht, dachten erhaben. Maschinen, gesteuert von der Maschine Gehorsam, bauten sie blind Fabriken, den Tod zu erzeugen; eine Weltmacht in der Produktion von Mord und Unmenschlichkeit.

Es ist eine traurige Gewißheit: Wir lächeln über die vergangenen Jahre. Wie lange sind zwanzig Jahre? Schon werden wir stolz auf unsere Haltung damals. Denken in Kollektiven. Oder tun, als wäre alles, alles vorbei. Wir waren ja nicht (um uns zu entschuldigen, werden wir wieder Einzelmenschen). Und die anderen... Wer konnte das schon ahnen. Stürzen uns gierig Menschen zu (Wissenschaftlern), die sagen, die Schuld haben andere: Wir handelten folgerichtig, entwürdigte wie wir dalagen. Und entwürdigten. Man kann nicht Schuld verschieben auf Ursprünge. Wo sind die? Vor zehn oder vor tausend Jahren.

Nichts ist vorbei. Wir zeigen mit den Fingern: Du gehörst auch zu jenem Volk. Volk mit allen schlechten Eigenschaften. O wir Guten, ohne schlechte Eigenschaften! Geburt ist manchmal Schuld. Manchmal werden Menschen nicht als Menschen geboren. Ihre Resignation über das Schicksal hat uns nicht überzeugt. Die Helden sind wir, nicht die Unschuldigen. Werden wir aufhören, wann, mit dem Haß unbegründet tief in der Gesellschaft der Vorurteile? Genocid. Wir machen uns nachträglich schuldig.

# WEIMAR UND BUCHENWALD

Erfurt verließ ich gegen Mittag. Ich hatte den ganzen Nachmittag und Abend Zeit, Weimar zu besuchen. Jedenfalls mußte ich bis Mitternacht an der Grenze der DDR sein, da mein Tagesvisum abließ. Wenig Zeit, wenn man vorhat, die Stätten Weimars zu besuchen, aber zugleich auch viel Zeit, zog man die politische Lage und die Schwierigkeiten, die vielen Menschen seit dem Krieg den Besuch dieser klassischen Kulturstätte erschwert oder vielleicht auch unmöglich gemacht haben, in Betracht.

Von Erfurt nach Weimar sind es 22 km. Erwartungsvoll und neugierig fuhr ich mutterseelenallein durch eine heitere, leicht gewellte Landschaft. Der Verlauf der Straße war anscheinend noch ganz der alte, denn es ging von Dorf zu Dorf und in den Dörfern mitten durch. Riesige Flächen links und rechts, sobald man aus den Siedlungen herauskam: Acker, Wiesen, kleine, dichte Waldflecken wechselten einander ab. Rechts, ganz weit gegen Süden wurde das leichte Auf und Ab der Fläche lebhafter; dort begannen bewaldete Hügel, die dann in der Ferne den Horizont ausmachten — der Thüringerwald.

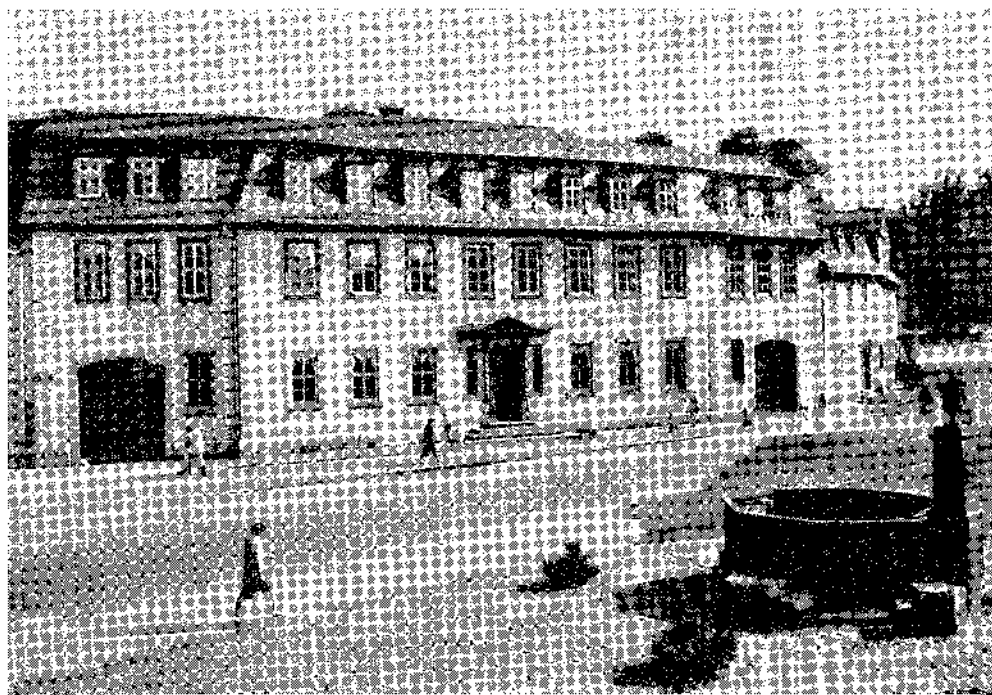
Auch links waren Erhebungen zu sehen. Hier waren es aber nur einzelne Hügel, auf deren Hängen sich Buschwald bis nach oben zog. Auf einem dieser Hügel sah ich, kurz vor Weimar, einen riesigen, turmartigen Block. Über dessen Bedeutung sollte ich bald Näheres erfahren, denn als ich Weimar erreichte und wegen der Mittagszeit alles geschlossen vorfand, entschloß ich mich, einem Pfeil zu folgen, auf dem «Zum Nationaldenkmal Buchenwald» zu lesen war; der Weg führte zu diesem Bauwerk.

Nach etwa 3. km bin ich oben. Vor mir steht ein riesiger Turm, dessen viereckiges oberes Ende vergoldete, zum Himmel gerichtete Lanzen säumen. Im Erdgeschoß befindet sich ein Raum; in der Mitte sehe ich eine große, bronzene Schale. In diese Schale sind, wahllos verstreut, mit bald größeren, bald kleineren Zügen, die Namen der NS-Konzentrationslager eingeritzt. An den Wänden der düsteren Kammer hängen bronzene Lorbeerkränze. Riesige Treppen führen draußen ein Stück den Hügel hinunter. Unten sind drei Massengräber klar erkennbar.

Auf der anderen Seite ist das Lager. Man hat verschiedene Einrichtungen so belassen, wie sie im Jahre 1945 vorgefunden wurden. So erhält der Besucher einen Einblick in das ehemalige Lagerleben: Wohnbaracken, Bunker, Krematorium, Genickschußanlage. Im Dokumentationsmuseum will man beweisen, daß derselbe Geist, der diese Stätte geschaffen hat, im heutigen Westdeutschland die Mächtigen beseelt.

Ich werde auch an die Nähe Weimars erinnert. Da gibt es einen fotokopierten, stark vergrößerter Brief: ... Die jüdische Kultusgemeinde der Stadt Wien fragt beim Bürgermeister der Stadt Weimar an, warum die Übersendung der Asche des Herrn X trotz Überweisung der verlangten Summe X vor 6 Monaten durch die Deutsche Bank an die Gemeinde Weimar bis heute noch nicht erfolgt ist...

Ich trete ins Freie. Mein Blick fällt sofort auf die weitüberschaubare, große Landschaft. Alles ist friedvoll: die fernen Bergzüge, Wälder, ein Fluß, kleine Dörfer, Felder und Wiesen. Ich stehe, schaue und vergesse, daß ich mich mitten im



Das renovierte Goethehaus am Frauenplatz

Lager Buchenwald befindet. Ich kann es ja vergessen.

Auf dem Weg zurück nach Weimar sehe ich erst Schilder: «Fotografieren verboten, nicht die Straße verlassen». Ich bemerke links und rechts hinter Bäumen und Gebüsch Kasernen und russische Soldaten. Die Soldaten starre ich an. Sind das auch Menschen?

In der Stadt fahre ich zum Frauenplan. Es geht durch enge Straßen, über kleine Plätze. Einmal wäre ich beinahe falsch in eine Einbahnstraße eingebogen; es gibt also auch hier Einbahnstraßen, Ampeln, Verkehrspolizisten.

Die Häuser sehen grau und vernachlässigt aus. Bei näherem Hinsehen erkennt man, daß die meisten eigentlich alte Patrizierhäuser sind und edle Bauformen aufweisen. Aber keines ist ordentlich renoviert.

Endlich komme ich zum Frauenplan. In einer Ecke, sofort erkennbar, die neoklassische Fassade des Goethehauses. Als ich es gleich besuchen will, bekomme ich die Auskunft, daß alle Gedenkstätten Weimars an diesem Tage wegen des Geburtstages Goethes geschlossen seien. Tatsächlich, es ist der 28. August. Ich erkläre der Dame am Eingang, daß ich von weiterher komme und sehr enttäuscht sei. Die Dame sagt nun: «Heute Abend ist hier ein Gartenfest für geladene Gäste. Kommen Sie um 6 Uhr, und ich werde sehen, was sich machen läßt.»

Zwei Stunden bleiben mir also noch für das übrige Weimar. Ich will gleich zum Gartenhäuschen Goethes gehen. Ein kleines Gäßchen führt mich zur Ilm. Dort steht das in leuchtenden Farben restaurierte kleine Palais der Frau von Stein. Etwa fünf Minuten wandere ich durch einen alten Park der Ilm entlang, dann sehe ich schon das Gartenhäuschen. Leider sind Haus und Garten abgesperrt.

Lange betrachte ich durch die Gitterstäbe der Gartentür das efeubewachsene Häuschen und den Terrassengarten mit dem berühmten Marmortischchen. Da klopft mir jemand auf die Schulter. Drei russische Soldaten und ein Mädchen bitten mich durch Zeichen um einen Schreibgegenstand. Die Gesten der Soldaten sind etwas unbeholfen, die Gesichter verlegen, aber freundlich. Sie tauschen mit dem offenbar deutschen Mädchen die Adressen aus.

Darauf will ich zum Friedhof. Auf der anderen Seite der Ilm komme ich am sinnenden Shakespeare vorbei. Im Friedhof führt eine Pappelalle zur Goethe-Schiller-Gruft. Das Mausoleum ist gesperrt. Ich finde noch die Gräber der Frau von Stein, der Familie Vulpius, Eckermanns.

Es geht bereits gegen sechs. Im Auto ziehe ich mich um, gehe wieder zum Frauenplan. Tatsächlich werde ich für 4 Ostmark eingelassen. Das Haus Goethes ist festlich geschmückt. Überall sind Blumen, auf den Fensterbänken Kerzen.

Ich gehe gleich in den Garten. Er ist ziemlich groß, wird auf zwei Seiten von Häusern, dem Goethehaus und dem neu-erbauten Goethemuseum, und auf den zwei anderen Seiten von einer hohen Mauer eingeschlossen. Der Garten selbst ist nach französischer Art angelegt. Alles ist wohlgeordnet, wohlgepflegt. Überall im Boden stecken Stangen, auf denen Kerzenleuchter angebracht sind.

Goethes Haus wurde im Krieg bombardiert. Auch dieses ist bestens hergestellt, keine Spuren von Zerstörung sind zu sehen.

Langsam wird es dunkel. Die Kerzen im Garten werden entzündet. Das Publikum (es sind auffallend viel ältere Leute darunter) nimmt im Garten auf Stühlen Platz. Ein Sprecher, Präsident der lokalen Goethegesellschaft, sagt ein paar Einleitungsworte und stellt als einzigen Ehrengast vor Major X, den Befehlshaber der sowjetischen Garnison Weimar. Ein Oktett spielt darauf Mozart, dazwischen spricht ein Schauspieler Goethegedichte.

Nachher ist man frei, man kann nach Herzenswunsch im Haus und Garten herumgehen. Ich besichtige zuerst die Zimmer Goethes. Nach vorne, gegen den Frauenplan zu, sind die Repräsentationsräume des Dichters. Seine besten Bilder hängen an den Wänden, die schönsten Plastiken sind hier aufgestellt. Überall Bequemlichkeit, Wohlhabenheit, ja fast Luxus. An den Decken Kristalleuchter, an den Seiten stehen große Spiegel. Kleine Tischchen, Fauteuilles und gepolsterte Stühle in Ecken laden zu geselligem Gespräch.

Welche Überraschung, welches Erlebnis aber — als ich zu den rückwärtigen Räumen, Goethes Privatzimmer, komme! Die kleinen Fenster gehen auf den Garten hinaus. Im Arbeitszimmer stehen an den Wänden lange Schränke. Unten sind Schubladen und Fächer, oben Regale. Links vorne beim Fenster ist das bekannte Stehpult. Dieses hatte ich mir sehr schmal, etwa wie ein Musikpult, vorgestellt. Es ist aber etwa 2,5 Meter breit, so daß man mit Bequemlichkeit beide Arme aufstützen, zudem noch Bücher daneben aufstellen kann. In der Mitte des Raumes steht ein einfacher Tisch mit vier gewöhnlichen Stühlen.

Rechts vom Arbeitszimmer ist der Bibliotheksraum, links das Schlafzimmer. In der Bibliothek reichen die Bücher bis an die Decke. Schmale Gänge zwischen



Goethes Bibliothek

den Regalen erlauben es, jedes Buch zu erreichen.

Das Schlafzimmer ist ein kleiner, fast viereckiger Raum. Die Wände sind in einem einfarbigen Hellgrün gestrichen. Die Decke ist weiß. Das Gestell des Bettes in einer Ecke ist so gewöhnlich, daß man es in jeder ärmlichen Behausung finden könnte. Der Lehnstuhl, in dem Goethe gestorben ist, steht gleich neben dem Bett. Er ist mit einem bescheidenen Tuch bezogen. Der kleine Bettvorleger ist ebenso von einfachster Art.

Sonst ist in dem Raum nicht mehr viel zu sehen. Ein kleines Tischchen, eine Glasphiole am Fenster, an der Wand eine geologisch-mineralogische Karte der Umgebung Weimars.

Der Glanz der vorderen Räume, die Bescheidenheit der Privatzimmer drücken echt Goethesche Lebensart aus. Die vorderen Räume waren für die Welt bestimmt, die Besuche wurden dort empfangen. Dort mußte man vorgeben, nach außen hin etwas darstellen. Hinten, in den eigenen Räumen, brauchte man diese Äußerlichkeiten, den Prunk nicht. Dort konnte man sein, wie man innerlich war: anspruchslos, nur dem Wesentlichen zugehen. Auch hier lehrt Goethe eine Lebensweisheit: der Welt geben, was der Welt ist, sich selbst geben, was man selbst ist.

Vom alten Haus führt ein Gang zum neuerrichteten Museum. Darin werden die reichen Sammlungen Goethes gezeigt. Alles ist gut sichtbar und klar geordnet. Man hat sich große Mühe gegeben. Lebhaft in Erinnerung geblieben sind mir die vielen Büsten und Bilder des Dichters aus den verschiedensten Lebensstufen. Man bekommt ein deutliches Bild des wachsenden und alternden Goethe. Weiters beeindruckt haben mich die naturwissenschaftlichen Sammlungen. Ich glaube, es gibt wohl kein Gerät der Zeit, keine Pflanze, kein Lebewesen, das er nicht gesammelt oder wenigstens studiert hat. Man sieht: Elektromaschinen, Räderwerke, ausgestopfte Vögel, Schlangen und Fische, Farbenspektren, Prismen, astronomische Geräte, Mikroskope usw. Ja, sogar das Modell einer Eisenbahn habe ich entdeckt.

Haften geblieben sind mir auch abgebildete und vergrößerte Briefe Goethes, die an gut sichtbaren Stellen gezeigt werden. Der Inhalt dieser Briefe sind Mahnungen Goethes an seinen Fürsten, weniger Geld zu verschwenden, sparsamer zu leben, Brücken und Wege zu bauen. Aus diesen Briefen soll der Besucher offensichtlich erkennen, daß Goethe sozial gesinnt, daß er ein Kämpfer gegen die absolutistische Willkür der Feudalherren war, daß er für das allgemeine Wohl gesorgt hat; also sei er durchaus in die Reihe

der Klassenkämpferischen Vorläufer zu stellen.

Ich ging wieder zurück zur Gesellschaft. Sie hatte sich in einem Raum, in dem ein Quartett klassische Kammermusik vortrug, versammelt. Es fiel mir auf, wie ernst diese Menschen waren, wie aufmerksam und gesammelt sie auf die Musik lauschten. Keine Spur von großen Gesten und Allüren, von gesellschaftlicher Selbstgefälligkeit. Sie schienen alle sehr dankbar zu sein und nichts für selbstverständlich zu halten.

Für mich war es nun höchste Zeit, Abschied zu nehmen. Als ich auf den Frauenplan hinaustrat, lag dieser ruhig da, man hörte den alten Brunnen in der Mitte des Platzes plätschern. Auch die Straßen waren wie ausgestorben, die öffentliche Beleuchtung sehr dürrig. Kaum sah man noch Licht in den Fenstern. Weimar schlief wirklich.

Bald war ich auf der Autobahn. Auch diese lag verlassen da, kein Auto war weit und breit zu sehen. Es war finsterste Nacht, die Strecke gerade und öde. Aber in meinem kleinen Gehäuse war es heimlich und warm. Meine Gedanken kehrten zurück zum Nachmittag. Immer wieder mußte ich mir die Frage stellen, wie das möglich war, Buchenwald und Weimar? Wie kann man Buchenwald zur Kenntnis nehmen und an Weimar glauben? Was nützt eigentlich Weimar, wenn Buchenwald gleich daneben möglich war? Weimar lebte friedlich in der Nachbarschaft des Unmenschen!

Welchen Ausweg aus diesem Dilemma finden? Es ist doch eine unverzeihliche Vereinfachung, nichts anderes zu tun, als das eine einfach zu verdammnen und das andere zu loben. Oder das eine zu sehen und das andere zu übersehen. Oder dem einen das Menschsein abzusprechen und beim anderen vom höchsten Menschen zu reden. Das genügt doch nicht, damit will man sich nur beruhigen, der wahren Problematik entfliehen und die Dinge oberflächlich zudecken!

Wir müssen unbarmherzig und tapfer die Linie von unserem Weimar zu Buchenwald und von Buchenwald zu uns heraufziehen. Dies ist uns vielleicht nur dann in gültiger Weise möglich, wenn wir in jedem von uns, im Menschen als solchen ein Stückchen Weimar und ein Stückchen Buchenwald sehen. Beide Möglichkeiten sind uns allen gegeben. Leben heißt, sich täglich für das eine oder andere entscheiden; richtig leben, nur nach dem einen zu handeln.

Auf diese Weise könnte man vielleicht endgültig Buchenwald begreifen und Weimar retten.

Fünfzehn Minuten vor Mitternacht kam ich zur Grenze.

Siegfried Stuffer, Innsbruck



# RÜCKWANDERER aus den USA

Am Ende seiner langen Artikelreihe im «Corriere della sera» kam Guido Piovene zu dem Schluß, daß Europa und Amerika zwei sich ergänzende Hälften sind, die getrennt nicht bestehen können. Er sagte das nicht nur mit der zeitpolitischen Absicht, mehr Verständnis von unserer und mehr Geld von amerikanischer Seite zu erreichen, sondern er stellte damit eine kulturpolitische Tatsache fest.

Die amerikanische Kultur hat sich aus der europäischen entwickelt, aber die große Nation ist längst auch auf geistigem Gebiet mündig geworden, sie nimmt nicht nur von uns auf, sondern schickt uns auch zurück. Mengenmäßig sind diese geistigen Rückzahlungen freilich zum überwiegenden Teil Hollywoodfilme, Jazzschallplatten und kilometerlange Romane. Doch sind auch Werke von höchstem Wert darunter, von Poe bis Whitman, von Melville bis Faulkner.

Neben diesem Austausch von geistiger Materie gibt es nun einen, noch wichtigeren, von Menschen. Hier geht die Masse allerdings in der anderen Richtung, sosehr, daß sich die USA schon früh mit Gesetzen dagegen schützten. Das Bild wäre also etwa, daß die Schiffe mit mehr oder weniger armen Auswanderern hinüberfahren und mit den Erzeugnissen nicht zuletzt gerade dieser Auswanderer zurückkommen. Was wir dem reichen Lande senden — Ideen, Gedichte, Partituren, Formeln — braucht nicht viel Raum. Umgekehrt sind die Amerikaner, die zu uns hersiedeln, vorerst hauptsächlich Soldaten, gegen die es keine Einwanderungsgesetze gibt.

Mit Recht beklagt man, daß sovieler bedeutende Künstler und Wissenschaftler nach Amerika gehen und so unserer engeren Kultur verloren gehen. Sie bleiben aber doch auch in Übersee Europäer, eben weil sie vorwiegend aus praktischen Gründen hinübergezogen sind: ein Strawinski, ein Einstein, ein Mann sind nicht amerikanisch geworden. Anders verhält es sich mit den Künstlern, die aus den USA herübergekommen sind. Sie suchten hier nicht Geld, auch nicht Ruhe zur Arbeit: sie suchten das Abendland, als geistige Wirklichkeit.

Ich denke dabei nicht sosehr an Gestalten wie Orson Welles — der auch in Venedig oder Paris noch ein cow-boy ist — als an Dichter, die zu Europäern geworden sind: an Henry James, an Ezra Pound, an T. S. Eliot. Diese drei hervorragenden Meister der modernen Literatur verließen im frühen Mannesalter ihre Heimat und kamen in die alte Welt zurück, weil sie den American way of life nicht ertrugen, weil sie von jener für sie unfruchtbaren Zivilisation fort wollten. Das haben sie in ihren Büchern genügend unterstrichen: es ist kein Zufall, daß die bedeutendsten Geister der neueren amerikanischen Literatur Europäer geworden sind.

James, der feinsinnige Romankünstler, dessen schon um die Jahrhundertwende entstandenen Werke erst allmählich in ihrer ganzen Größe erkannt wurden, hat in seinen Gestalten wiederholt die alte und die neue Welt gegenübergestellt. Oft rechtfertigt er seine Landsleute — beson-

ders die zarten und kühnen Frauen — aber gerade das zeigt, daß er ganz Europäer geworden ist. Bei Pound, dem vielumstrittenen, ebenso schwierigen wie großen Lyriker, wird der Kampf gegen den Amerikanismus militant. Aus der Welt der chinesischen und provenzalischen Dichtung kommt er so plötzlich in die Politik, und er wird zum Propagandisten des Faschismus. Das Nachspiel war die Internierung (wo die «Pison Cantos» entstanden) und jener berühmte Prozeß, in dem der Dichter für wahnsinnig erklärt wurde: ein aufschlußreiches Urteil! Zugleich aber erhielt Pound für die in Pisa entstandenen Gedichte den höchsten amerikanischen Literaturpreis.

T. S. Eliot ist weniger hitzig als sein älterer Freund und Lehrmeister. Aus seiner klaren philosophisch-religiösen Haltung heraus weiß er, daß das zu bekämpfende Amerika weniger ein geographischer als ein geistiger Begriff ist, und daß wir hier in Europa vielfach von denselben Gefahren bedroht sind wie das Ursprungsland dieser technischen Zivilisation. Nur so nämlich werden diese Rückwanderungen sinnvoll: als Heimkehr zum Ursprung unserer Kultur, zum Geist. Für diesen Geist des christlichen Abendlandes kämpft Eliot mit wachsendem Erfolg, zuerst als der Dichter und Kritiker einer kleinen Elite, dann auch von der breiteren Plattform der Bühne aus. Damit, daß seine Werke zurück an den Broadway kommen, schließt sich der Kreis, und es ist ein gutes Zeichen, daß die Amerikaner den Dichter als einen der ihrigen beanspruchen.

## Ezra Pound: Die Zurückgebliebenen

O ihr paar Hilflosen in meiner Heimat,  
Versklavte Zurückgebliebene!  
Künstler an ihr zerbrochen,  
Verirrt, verloren in Dörfern,  
In Argwohn und Widerspruch,  
Die die Schönheit lieben darben,  
Erdrückt von Systemen,  
Machtlos gegen den Zwang;  
Ihr, die ihr euch nicht verzehren könnt  
Dem Erfolg widerstehend,  
Ihr die ihr nur reden  
Nicht euch zur Betonung stählen könnt:  
Ihr mit dem tieferen Sinn,  
Zerbrochen an falschem Wissen,  
Ihr die ihr wißt von der Quelle,  
Verhaßt, eingeschlossen, beargwöhnt:  
Bedenkt:  
Ich habe dem Sturm getrotzt,  
Ich habe meine Verbannung ausgeharrt  
ert.

## T. S. Eliot [aus den Chören zum Weihespiel „The Rock“. Der Fels]

O überdrüssige Menschen, die ihr euch  
wendet von GOTT  
Zur Würde eures Geistes, zum Ruhm  
eurer Taten,  
Zu Künsten, Erfindungen und kühnen  
Unternehmen,  
Zu völlig nichtigen Plänen von menschlicher  
Größe,  
Ihr zwingt die Erde und das Wasser in  
euren Dienst,  
Beutet die Meere aus, erschließt die Berge,  
Und teilt die Sterne in gemeine und be-  
vorzugte,  
Bemüht den vollkommenen Kühlschrank  
zu ersinnen,  
Bemüht euch eine Moral der Vernunft  
auszuklügeln,

Bemüht, sovieler Bücher als möglich zu  
drucken,  
Ihr sinnt auf Glück und schleudert leere  
Flaschen,  
Kehrt euch von eurer Leere zu wirrer  
Begeisterung  
Für Nation oder Rasse oder was ihr  
Menschheit nennt;  
Vergeßt ihr auch den Weg zum Tempel.  
Einer ist da der den Weg weiß zu eurer  
Tür;  
Dem Leben könnt ihr entrinnen, doch  
nicht dem Tod.  
Den Fremden werdet ihr nicht verleugnen.

lige Unterstützung der Bundesrepublik, wenigstens solange die deutsch-italienischen Beziehungen im allgemeinen gut sind, käme uns schon gelegen. Dasselbe gilt natürlich auch für Österreich.

Bezüglich der von Christoph Pan vorgeschlagenen Doppelsprachigkeit weiß ich nichts einzuwenden, außer daß wir nicht vergessen dürfen, daß die Bedingungen nicht nur von uns allein abhängen. Der italienische Staat wird wohl kaum mit dem Geld ausrücken, wenn nicht einmal die in der Region ansässigen Italiener hören wollten. Vielleicht könnte man jene Kreise für den Gedanken gewinnen?

Natürlich könnte die Universität nicht, vom Anfang an schon gar nicht, alle Fakultäten haben. Uns käme es wohl in erster Linie gelegen, wenn wir vor allem Recht, dann auch die anderen Sozialwissenschaften, in denen Recht ein bedeutendes Anteil hat, in Bozen hören könnten. Es dürften dann, gerade wegen unserer besonderen Stellung, natürlich nicht deutsche und italienische Literatur fehlen. Gerade das könnte vielleicht für Ausländer beziehungsweise für Inländer ein Anziehungspunkt sein; ganz abgesehen von den kulturell wertvollen Vergleichs- und Forschungsmöglichkeiten.

Man möge es mir nicht für übel nehmen, als Student des ersten Jahres an der Handelswissenschaftlichen Fakultät der Herz-Jesu-Universität auf Christoph Pans Aufforderung hin Folge geleistet zu haben. Kreise vertrete ich keine: ich müßte sogar gestehen, daß ich derzeit überhaupt keinen einzigen Südtiroler Hochschüler kenne, sei es wegen meines Alters — 35 Jahre —, sei es weil ich seit mehr als 15 Jahren fast ständig außer Landes lebe. Besonders vorsichtigen Kollegen möchte ich versichern, daß ich auch keine italienischen Kreise vertrete.

Emil Stockner

**Del Monaco Benno**, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität in Parma;

**Dorner Hubert**, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Padua;

**Gosiner Gerhard**, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Florenz;

**Hofer Albin**, Doktor der Wirtschaftswissenschaften an der Universität in Florenz;

**Kleewein Harald**, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Perugia;

**Konder Norbert**, Doktor Ingenieur der Elektrotechnik an der Universität Bologna;

**Konder Renato**, Doktor der Agrarwissenschaften an der Universität Sacro Cuore in Mailand;

**Leitner Dietmar**, Doktor der Handelswissenschaften an der Hochschule für Welthandel in Wien;

**Liedl Josef**, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität in Bologna;

**Musil Carla von**, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck;

**Nicolussi-Leck Erika**, Doktor der Philosophie an der Karl-Franz-Universität in Graz;

**Stoll Andreas**, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck;

**Trebo Alois**, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck.

**BUCHBESPRECHUNG**

Joseph Georg Oberkofler: **Südtirol**

Tyrolia-Verlag, Innsbruck - Wien - München. 96 Seiten, glanzfolienkaschiert S. 36, DM/Str. 5.80. Tyrolia-Geschenktaschenbücher Nr. 19.

Joseph Georg Oberkofler, der Südtiroler Dichter (geb. 1889 zu St. Johann in Ahrn), bekannt durch eine Reihe von Romanen, die wie Monumente der Kunst aus dem Fluß des literarischen Alltags ragen, legt in diesem Bändchen die innere Schau seiner Heimat vor. Der Leser ist von der Wanderung, die er mit dem Dichter durch das Südtiroler Land unternimmt und von den geschichtlichen und geistigen Bezügen, die sich ihm immer wieder zeigen, ebenso gebannt wie von dem geballten Rhythmus der herben Sprache.



**SPISS** BOZEN LAUBEN 9

*Arbeite mit!*

**Auch Du hast eine Meinung, ein Problem, das wir durch den Skolasten kennenlernen wollen!**

**Artikel und Diskussionsbeiträge an:**

**Südtiroler Hochschülerschaft  
Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II**

## **ACHTUNG!**

### **JUNGÄRZTE UND MEDIZINER!**

Die Ärztekammer Bozen hat laufend unbesetzte Stellen, auch für Spitalärzte, Urlaubsvertretungen von Gemeindeärzten und sonstigen Möglichkeiten zur Ferienbeschäftigung anzubieten.

Zuschriften erbeten an **ÄRZTEKAMMER** der Provinz Bozen - Bozen, Postgasse 16.

**Hauptverband sucht Chemiker für das Agriculturchemische Labor, das er nach Einarbeitung übernehmen kann.**

Bewerber wenden sich an:

**Dr. PEER, Tel. 32 5 44, Bozen.**

## **MASCHINENBAU-INGENIEUR**

**für Seilbahnwesen**

sucht

**Fa. G. Leintner & Sohn Sterzing**

## **JURISTEN!**

**WELTHÄNDLER!**

**STAATSWISSENSCHAFTLER!**

**Wettbewerb für fünf Stellen als Amtsräte der Landeskrankenkasse Bozen.**

**Nähere Auskünfte:**

**Südt. Hochschülerschaft - Bozen, Dr. Streitergasse 20/II.**

# *Voranzeige:*

Die Südtiroler Hochschülerschaft trifft sich zu folgenden wichtigen Veranstaltungen:

## **VOLLVERSAMMLUNG**

22. 12. 65: 9 Uhr im Lehrlingsheim: Neuwahlen, Statuten

15 Uhr im Hotel Greif: Sängerwettbewerb, Photo- und Artikelwettbewerb

## **FESTAKT ZUM ZEHNJÄHRIGEN BESTEHEN DER SH**

26. 12. 65: Nachmittag: Festakt in der Handelskammer

Abends: Akademikerball der SH im Hotel Greif, (Studentenermäßigung)

## **SKIRENNEN**

3. 1. 66 am Kronplatz bei Bruneck

Zu allen Veranstaltungen werden noch rechtzeitig genaue Programme ausgesandt. Doch bittet der Vorstand schon jetzt für eine rege Mundwerbung.

Nur eine zahlreiche Teilnahme bezeugt die Bereitschaft unserer Mitglieder und bewirkt ein würdiges Echo in der Öffentlichkeit.

Das Heimvolkshochschulwerk e. V., an dessen Lehrgängen für junge Menschen aus den Berufen der gewerblichen Wirtschaft bereits zahlreiche junge Südtiroler teilgenommen haben, veranstaltet im Spätherbst 1966 erstmalig in Verbindung mit dem Verband der Volkshochschulen Südtirols einen 6-Wochen-Lehrgang in Südtirol.

Als Mitarbeiter für diesen Lehrgang suchen wir nun einen

## **SÜDTIROLER STUDENTEN DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN**

[Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft u. ä.), der bereit ist, in der Zeit vom Sonntag, dem 16. 4. bis Freitag, den 29. 4. 1966 in einem unserer Lehrgänge in der Bundesrepublik zu hospitieren und dann vom 23. 10. — 3. 12. 1966 in unserem Lehrgang in Südtirol als Assistent mitzuarbeiten. In Frage kommt ein Student höheren Semesters, ein Doktorand oder junger Akademiker, der pädagogische Interessen mitbringt und Unterrichtsfunktionen vor allem auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeographie und Volkswirtschaft übernehmen und bei den Rede- und Diskussionsübungen mitarbeiten kann. Eine angemessene Entschädigung ist selbstverständlich.

Interessenten werden gebeten, sich möglichst bald an das Heimvolkshochschulwerk e. V., Geschäftsstelle, 6382 Friedrichsdorf/Taunus, zu wenden.

# fr. eccel

INC. FR. ECCEL. BOZEN. LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE  
VORHANG-  
U. MÖBEL-  
STOFFE  
LAUFER  
TEPPICH-  
BODEN  
M O B E L



## Die Kunst- denkmäler Südtirols

VON DR. JOSEF WEINGARTNER

sind nun wieder vollständig lieferbar.

1. Band: **Eisacktal - Pustertal - Ladinien.** Vierte Auflage, bearbeitet von Dr. Josef Ringler. 476 Seiten, mit vier Stadtplänen. 3000 Lire

2. Band: **Bozen mit Umgebung - Unterland - Burggrafenamt - Vinschgau.** Vierte Auflage, bearbeitet von Dr. Josef Ringler. 456 Seiten, mit 6 Stadtplänen von Dr.-Ing. Georg Innerebner. 2500 Lire

3. Band: **Bildband.** Abbildungen zu den Textbänden 1. und 2. Dritte Auflage bearbeitet von Dr. Josef Ringler. 328 Seiten, mit 304 schwarzen und 8 farbigen Bildern von Oswald Kofler. — Eine systematische und übersichtliche Kunstgeschichte Südtirols in Bildern. 4500 Lire.

Die Bände werden auch einzeln abgegeben.

Erhältlich in den „ATHESIA“-Buchhandlungen Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Sterzing, Schlanders



## SPORT RUEDL

Bozen - Weintraubengasse

### ALLES

für den

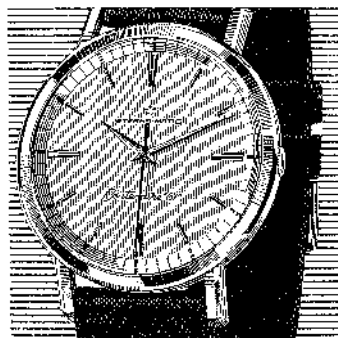
### WINTERSPORT

Für Studenten Spezialrabatt

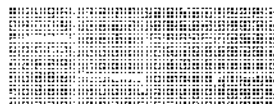
## ETERNA:MATIC

*Centenaire*

## PORNbacher BOZEN



Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft. Redaktion: Siegfried Stuffer.  
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seberich. — Klischees: Ernst Pertl.  
— Druck: Athesia, Bozen. Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen,  
Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. I/56. Dekret vom  
18. Juni 1856. — Der Fahrende Skolast — Südtiroler Hochschülerzeitung. —  
Jahresabonnement 800 Lire. — Sped. in abb. post. — Gruppo IV



3007